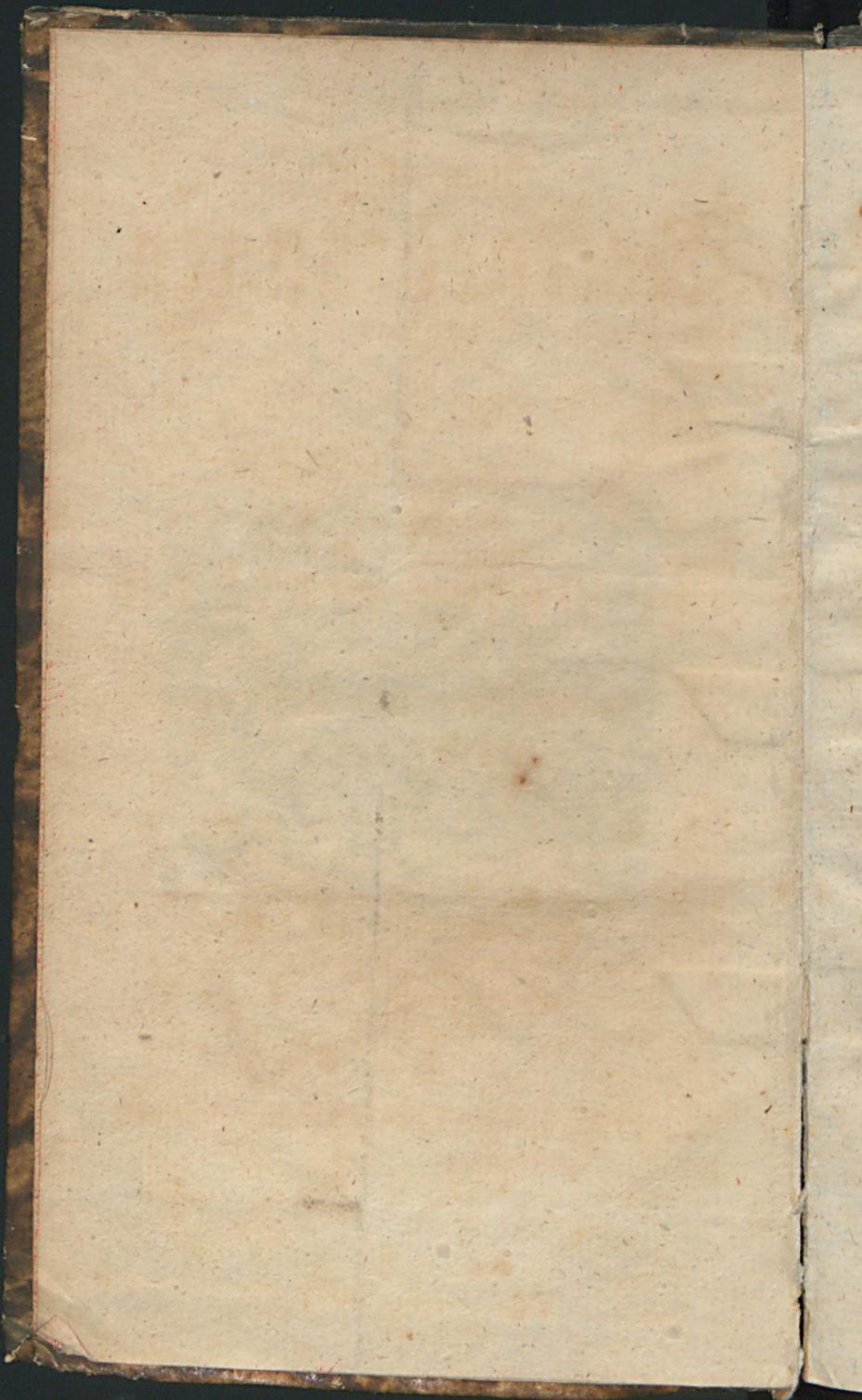


M. 2, 737.

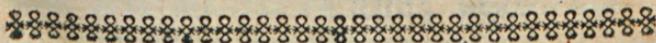
Cat. M. II, 749.





Bernünfftige
Betrachtungen
über
allerhand Materien.

Die
Roman Helden
aus dem
Französischen des Boileau
übersetzt.



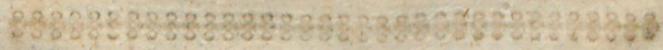
I 7 4 6.

Handwritten text in a Gothic script, likely a title or reference, appearing as a mirror image.

Handwritten text in a Gothic script, appearing as a mirror image.



Handwritten text in cursive script: "Fou. II f. 968" with a decorative floral illustration below it.



Handwritten text in a Gothic script, appearing as a mirror image.



Vorbericht.

Hier ist eine Sammlung verschiedener Gedanken. Man hat sie aus keiner unlautern Absicht geschrieben, sondern allein gesucht, etwas wenigens zu dem Nutzen des Nächsten beizutragen; Werden sie gelesen, und eines Beyfalls gewürdiget, so wird der Verfasser dadurch erfreuet werden, hat man aber keine Lust dazu, so wird er sich nicht bekümmern; denn so wenig er um das Lob bittet, eben so wenig soll ihn das Tadeln beunruhigen, genug daß er weiß, daß er nichts ausnehmendes und nichts unanständiges geschrieben hat. Er überzeuget sich auch aus genügsamen Gründen, daß die gelehrten und verständigen Kunstrichter nicht mit der Untersuchung einer so geringen Schrift umgehen, indem es ihren Blättern an keinen Beurtheilungen über vortreffliche Werke mangelt; die Kunstrichter aber von einer andern Gattung, welche nur unnütze Schwäger sind, mehr verderben als sie gut machen, und nach der Wichtig-

A 2

keit

keit der Bestechungen etwas hinschmierren, von diesen hoffet der Verfasser, daß, da er selbst so bescheiden ist, und diese Betrachtungen für nichts hohes, gelehrtes und bewunders-würdiges ausgibt, sie auch so bescheiden seyn, und an diesem selbst gefällten Urtheil sich begnügen werden, fehlte ihnen aber an einer Seite ihrer Blätter etwas zur Ausfüllung, so können sie, nach Gewohnheit, den ganzen Titul dieses Büchleins mit grossen Buchstaben hindrucken lassen, und sich mit einigen figürlichen Plaudereyen, oder mit den ordentlichen Alltags Förmelchen auf diesen Vorbericht beziehen.

Der geneigte Leser aber seye dem Verfasser gewogen, und wende dieses wenige zu seinem Nutzen an.

Was die Übersetzung des Französischen Gespräches aus dem Boileau betrifft, so würde man dieselbe hier zurück gelassen haben, wenn man sie nicht für eine schöne Satyre wider die häufige und dumme Romanen-Schreiber gehalten hätte. &c.

Gedan.



Gedanken von widersinnischen Gesprächen.

C. v. Hoffmannswaldau.

Wir denken ostermahls, der Ancker vom Verstande
Der läg' in Grund von Eisen eingesenckt,
So schwebt er mehr als oft auf einem leichten Sande,
Da ihn der schlechteste Stoß aus seinem Lager lenckt.



ine Rede und eine Schrift sind die
zwey ordentliche Mittel, wodurch
die Menschen die Gedanken von
ihres gleichen erfahren, und auch
ihre eigene ihnen zu verstehen geben. Diese beyde
menschliche Handlungen haben eine so grosse
Aehnlichkeit mit einander, daß sie auf Seiten unse-
rer keinen andern Unterscheid haben, als daß die er-
ste mit dem Mund und mit dem Ohr, die andere
aber mit der Hand und mit dem Auge geschiehet,
beyde aber haben doch einerley Grund und einer-
ley Endzweck. Sollen sie von rechter Art seyn, so
müssen

müssen sie aus dem Verstande hervorkömen, und auf etwas Verständiges abgezielet werden, wie-
drigensals entsteht eine ungescheide Rede und eine ungescheide Schrift. Ausser dieser allgemeinen Aehnlichkeit sind noch besondere Aehnlichkeiten zwischen der Rede und der Schrift. Es gibt vielerley Arten zu reden und zu schreiben; denn so gut als man, zum Exempel, moralisch, satyrisch oder poetisch u. s. w. schreiben kan, eben so gut kan man auch also reden, und so gut als man im Reden loben, schimpfen und zanken kan, eben so gut kan es auch ein Schriftsteller auf seinem Papier. Vortreflichkeit und Unreimlichkeit können also im Schreiben und im Reden auf gleiche Weise angewendet werden.

In der Schreib-Art hat man gewisse Zueignungs-Schriften, welche mit aller Billigkeit von Klugen Leuten belachet werden.

In der Rede sind gleichfals gewisse Zueignungs-Reden, welche nur für eine einige Person, und an sie ganz allein geredet werden, und eben so viel Lächerliches an sich haben als jene.

Wann ein anatomisches Buch einem jungen Frauenzimmer, ein poetisches einem Handwercksmann, anakreontische Lieder einer alten Matrone, ein Kochbuch einem Priester, eine Grammatik einem Generalen, ein Hebammenbuch einem Fürsten, oder gar, wie Morin, ein Professor der Mathematik zu Paris, seine unbelobte Astrologiam Gallicam dem HErrn Jesu Christo u. s. w. durch eine

eine Zuschrift zugeeignet wird, so ist der Unterscheid zwischen dem Character der Person und der Eigenschaft der Materie so groß, daß die Unternehmung einer solchen Zuschrift eine Unreinlichkeit von so hohem Grade offenbaret, daß sie bis in die Thorheit verfällt.

Von gleicher Beschaffenheit sind so viele einzelne Reden, die man auch darum keine Gespräche nennen kan, weil deren Inhalt keine solche Eigenschaft in sich hat, die derjenigen Person, welche dieselbe anhöret, zu einem Beyfall, zu einem Widerspruch und zu einer Unterhaltung, Gelegenheit gibt.

Ein Liebhaber, der bey seiner Geliebten sitzt, und ihr alle Ordnungen und Regeln der Reitkunst, den Unterscheid der Pferde, ihre Güte und Untauglichkeit nach Erkenntniß des Alters, der Art, der Farbe und der Gestalt, die mancherley Lectiones auf der Reitbahn, die Beschaffenheit der besten Sättel, Zäume und Gebisse erzehlet, redet unreinlich, die Geliebte kan ihn wohl aus Bescheidenheit anhören, allein heimlich wünschet sie doch, daß sie ihre Gedult zu etwas bessers anwenden könnte, die Anhörung dieser Dinge ist keine Ergözung für sie, und von der Wissenschaft derselben hat sie nicht den geringsten Nutzen.

Ein Advocat, der einen Handwercksmann zum Klienten hat, und ihm zu Aufrechthaltung der sinckenden Hofnung seines Rechtes einige lateinische Trost-Sprüche aus dem Codice anführet,

redet unreimlich, sein Zuhörer höret ihn wohl, er gibt ihm aber durch ein Achselzucken oder durch ein spöttisches Lächeln zu verstehen, daß er etwas geredet habe, von dem man nicht wisse, was es sey.

Ein Eiferer um die Religion, der einem theore-
tischen Atheisten das Buch Judith oder das Ho-
helied Salomonis erklären will, bemühet sich am
unrechten Orte; die Regeln einer thörichten Ver-
nunft, als denen allein der Atheist folget, erlauben
ihm nicht zu glauben, daß Judith durch Betrug,
Hoffart, und Gefahr ihrer Keuschheit, das bela-
gerte Volk Gottes sollte haben erretten können,
und die Ausdrücke Salomonis können ihn schwer-
lich überreden, daß eine geistliche Liebe Christi und
seiner Kirche, etwas so heiliges, unter den fleisch-
lichen Bildern könne verstanden werden.

Ein Schulmeister, der keine andere als Syntax
Gedanken im Kopf hat, und seine Frau bey der
Schwiger Mutter nach der Syllepsin verklaget,
weil sie ihm nicht den gehörigen Respect gebe,
da doch das Masculinum dem Foeminino vorge-
he, und wenn er hundertmahl das Gerundium
gegen sie gebrauche, und sage, man muß mich eh-
ren, sie ihme doch mit lauter Cognominibus und
Nominibus propriis im Vocativo antwortete,
wobey sie so gar in den Pleonasmum ausschweife,
und überflüssige Worte mache; ein solcher A b c
Held hat oratione simili nicht nur eine unanstän-
dige Arbeit, sondern diese Zueignungs-Rede bringt
auch seiner Zuhörerin entweder einen ernsthaften
Ber

Verdruß, oder ein lächerliches Mitleiden, und er macht sich zum Domino in Superlativo Gradu.

So ungereimt nun diese Zueignungs-Reden an die Menschen sind, so ungereimt eignen einige Leute auch gar dem grossen Gott ihre Reden zu. Dieses geschiehet meistens in einer Bitte, da sie um etwas bitten, dessen Erfüllung den Göttlichen Vollkommenheiten schnurstracks zuwieder ist, als wie, wenn jemand Gott bittet, daß er ihm Reichthum beschehren wolle, weil sein Nachbar auch reich seye, und damit dieser nichts voraus habe, oder daß man sich prächtige Kleider anschaffen könne, wenn ferner eine Person zu einer Ehefrauen eine Neigung hat, und daher bittet, daß ihr Ehemann sterben möchte, oder wenn die Kinder bitten, daß ihre Eltern sterben, damit sie Herren über die Güther seyen, oder wenn ein Armer oder Geiziger ein altes Kleid hat, und bittet, Gott wolle eines andern Menschen Herz lencken, ihm ein neues zu schencken, oder wenn eine Jungfer um einen Mann bittet, nur damit sie ihrer bösen Mutter los werde, oder ein Misgünstiger, der neulich glücklich worden ist, bittet, daß ein anderer nicht so gleich eben so glücklich werde, oder man bittet, daß Gott den, der jemand sehr viel Leides gethan hat, exemplarisch straffen möge, und dergleichen, so sind diese Bitten, von einer gewissen dummen Bosheit, deren Inhalt, Gott vorzutragen, sich keinesweges gebühret.

Wenn die Menschen bey ihren Handlungen allemahl die Vernunft zu Rath zögen, und theils ihre Pflichten, theils eine allgemeine Billigkeit bedächten, so würde man andern nicht so viele widersinnische Dinge zuschreiben und zusprechen. Die Leidenschaften sind aber bey einigen Leuten von so grosser Herrschaft, daß man nur diesen Gehorsam leistet, und bey dessen Ausübung so gar so verwegen seyn kan, und meynen, man mache seine Sachen vollkommen gut. Ein wenig mehr Nachdencken und eine Betrachtung der Person, die wir vor uns haben, und der Fähigkeit, die wir haben, uns gegen sie aufzuführen, würden die Mittel seyn, wodurch man nicht nur alle unreimliche Zuschriften unterlassen würde, sondern wir würden auch in Gesellschaft eines andern Menschen nicht so platterdings daher schwagen, wie es einem ums Maul ist, und nicht so faul seyn, uns auf ein anständiges Gespräch zu bedencken. Wie ein Mensch aber einmahl die Gedancken von sich hat, daß man sein Schreiben und Reden ohne Zweifel genehm halten müsse, so gehet es ihm eben so, wie dem Michel Angelo und dem Titian, zweyen der berühmtesten Italiänischen Mahler, diese hatten auch die gute Meynung von sich, daß alles, was sie machten, recht wäre, und verfielen daher in eine Nachlässigkeit der Vernunft, welche noch heut zu Tage, ohngeachtet der grossen Kunst dabey, die Unreimlichkeit einiger ihrer Stücke zum Gelächter machet; Unter

ter andern ist von dem erstern in der Churfürstlichen Gallerie zu München ein grosses Stück, welches die Ausführung Christi zum Creux vorstellet, Daben hat aber Michel Angelo ein Paar Capuciner gemacht, welche den Heyland begleiten, und ihre Paternoster und Crucifix in den gefalteten Händen halten. Von Tician aber ist ein gleichfals grosses Stücke in der Großherzoglichen Gallerie zu Florenz, darauf wird der Heyland als ein Kind in den Armen Mariae vorgestellt, Joseph liegt daneben, und schläft auf einem Stein, und Elisabeth steht vorwärts mit ihrem kleinen Johannes und einem Lamm, in der Ferne aber ist ein Gebäude, wie ein Kloster, zu sehen, ohnweit davon ein offenes Gehölze, und in diesem stehet ein Jäger, der einen Vogel von einem Baum mit der Flinte herunter schießt.

Wie nun diese beyde grosse Meister durch eine Unbedachtsamkeit in die augenscheinlichste Fehler verfallen, eben so blindlings handeln diejenige, welche ihre Zuschrift und Zueignungs-Rede aus einem bloßen Triebe solchen Personen widmen, die sich ganz und gar nicht dazu reimen.



Gedan-

Gedanken von neidischen Gemüthern.

A. Haller.

Aus unsern Herzen quillt des Unmuths bitter Quelle,
Ein unzufriedner Sinn führt bey sich eine Hölle.



Es gibt Leute, welche nicht nur für sich selbst alle fröhliche Gemüths-Bewegungen unterdrücken, sondern auch so unverschämt sind, daß sie es nicht einmahl leiden wollen, wenn andere Menschen, in ihrer Gegenwart, freundlich und liebreich mit einander umgehen.

Dieser höllische Neid ist ein genaues Abbild des Misvergnügens, welches der Teufel gegen die schöne Einigkeit unserer ersten Eltern von sich blicken lassen, und um derentwillen nicht eher geruhet hat, als bis er das leutseelige Paar der unschätzbaren Gabe beraubte, womit dasselbe von dem heiligen Schöpffer begnadiget worden, und die vollkommene Ruhe der Seele hieß.

Diese Satanische Handlung war auch allen Eigenschaften ihres Vollführers gemäß. Hochmuth, Neid, Troß und Begierde, andere Geschöpfe seinem eigenen Unglück mit zu unterwerfen, entbrandten sein verfluchtes Herze zu dem ent-

entsetzlichen Vergnügen, die Unschuldigen schuldig zu machen, und sein verdientes Elend, durch den Anblick des Elendes anderer, auf einige Augenblicke zu versüßen. Und eben also machen es noch die unseeligen Menschen, welche Tag und Nacht über sich selbst und über den Nächsten murren. Sie sind so hochmüthig, daß sie fordern können, man solle ihnen gleichen, und diesem schändlichen Begehren, allgemeine Pflichten und besondere Vortheile unterthan machen. Sie sind mit einem solchen Neide angefüllet, daß es ihnen in der Seele wehe thut, wenn jemand ein freudiges Gewissen durch Geberden und Reden entdecket, allem unnöthigen Gram ausweicht, in seinen Wercken ein munteres Wesen erhält, und allen Menschen, insonderheit seinen Freunden, mit einer muthigen Sanftmuth begegnet. Sie sind auch trostig, und auf den Fall, da man sich nicht an ihre ungestüme Vorschrift lehret, so frech, daß sie wohl mit Berweisen um sich schlagen, das Angesicht auf das scheußlichste verziehen, Grimm aus den Augen blißen lassen, Hände und Füße, als ein Rasender, aus tollen Unwillen hin und her bewegen, und wohl gar mit Gedancken der Rache schwanger gehen. Ihre Begierde dazu ist gewaltig, sie suchet Mittel und Wege, ob es möglich wäre, dieselbe in dem Schaden des Nächsten zu stillen. Gehet es nun nicht an durch die offenbaresten Laster, so bestreben sie sich wenigstens ihrem Gegentheil mit schimpfli-

schimpflichen Reden, mit ungegründeten Argwohn, und gar mit Lästerungen bezukommen, und also an der ausgebrachten Unruhe fremder Gemüther ihr Muthlein zu kühlen.

Diesen heftlichen Leidenschaften kan zwar keine gerechte Bertheidigung zu statten kommen, allein man siehet doch aus der Erfahrung, daß die Anhänger der mürrischen Köpfe sich nicht scheuen, dieselbe mit einer Ubereilung oder mit dem Verdruß des Lebens zu entschuldigen. Beydes ist grundfalsch, und obgleich diesen Advocaten ohnehin kein Glauben bezumessen, weil es gemeinlich solche Leute sind, denen an Erhaltung der Gewogenheit mit jenen vieles gelegen ist, und der damit verknüpften zeitlichen Absichten wegen, das Böse, Gut nennen müssen, so kan doch eine tägliche ja stündliche Ausübung eines Lasters keine Ubereilung seyn, und ein Mensch, dem sein Leben eine Last scheint, bemühet sich nicht, Räncke zu erfinden, welche die Wohlfahrt anderer stöhren, einem solchen kommt nicht nur dieses und jenes verdrießlich vor, sondern alles, es mag Nahmen haben wie eswill, alles, was ihm in seine Sinnen fällt, das Lebendige wie das Leblose wird ihm zum plötzlichen Abscheu, er unterscheidet weder die Art noch die Grösse eines Dinges, es mag ihm ein Trinck-Glas zerbrechen oder ein kostbarer Spiegel zerschmettern, er siehet beyde Zufälle für gleiche Unglücke an. Eine ganz andere Verwandtniß aber hat es mit denen, welche alles,
was

was in der Welt ist, lieben, und nur allein einen vergnügten Menschen hassen. Wann diese vergnügte Menschen lasterhaft und jene Mißvergnügte tugendhaft wären, so könnte man wohl eine wichtige Entschuldigung zum Besten der letzteren anführen; man könnte dencken: Die Vergnügten führen etwan ein Gespräche oder Umgang mit einander, der Frömmigkeit und guten Sitten entgegen, es wäre also der Eifer eines Mißvergnügens der andern, ganz anständig. Da aber hier keine solche Personen verstanden werden, welche ihre Gemüther mit Unarten ergößen, und die Scheelsucht gegen solche angewendet wird, welche in der ehrbarsten Gesellschaft vertraulich rathschlagen, den Wahrheiten übereinstimmend beyfallen, die Irrthümer mit Gelassenheit entschneiden, und überhaupt suchen, einander im Nachgeben und in der Eintracht zu gefallen, so ist die Aufführung der hiebey Mißvergnügten eine unwidersprechliche Bosheit, und rühret aus einem Herzen her, welches niemanden Gutes gönnet, und immerdar befürchtet, daß der Nächste zu glückselig lebe.

Die Freude an einer solchen Bosheit ist ungreiflich, und doch kein Wunder. Betrachte ich die kurze Zeit des menschlichen Lebens, und wie es mit so vielen Mühseligkeiten begleitet ist, daß man gar nicht nöthig hat, sich dieselbe durch selbstgemachte Bekümmernisse zu vermehren. Bedencke ich die ungewisse Stunde des Todes, welche

uns

uns Augenblicks in die unendliche Ewigkeit ver-
 setzet, und in welcher die Unmenschen frühe ge-
 nung zur unvergnügtesten Gesellschaft kommen,
 und lange genug bey ihr bleiben müssen. Und
 erwege ich endlich die Gewisheit, daß, wer seinen
 Nächsten nicht liebet, auch Gott nicht liebe, und
 also das Schicksaal der Feinde Gottes zu er-
 warten habe, welche Wahrheit, wann wir sie
 auch nicht in der Schrift lesen könten, doch durch
 die bloße Vernunft begriffen wird, so kan ich
 mich ohnmöglich darein finden, daß solche Men-
 schen leben, welche nicht nur ihr eigener Feind
 seyn wollen, sondern auch trachten, daß sich andere
 ihrer ordentlichen Selbst-Liebe entschlagen, und
 eine allgemeine Feindschaft aufrichten sollen.
 Sehe ich aber im Gegentheil auf diejenigen
 Sterbliche, welche zwar mündlich weder Himmel
 noch Hölle abläugnen, durch ihren Lebens-Wan-
 del aber deutlich offenbaren, welche eine unge-
 heure Verblendung die Augen ihres Geistes ver-
 finstert habe, daß man schliessen kan, sie glauben
 würcklich keines von beyden. Und stelle ich mir
 so viele tausend Menschen für, die ihren bösen Lü-
 sten so willig den Ausbruch gestatten, daß sie we-
 der dem bessern Wissen, noch dem erinnernden
 Gewissen, noch dem Zuruf der geoffenbarten
 Pflichten, Gehör geben, so nimmt es mich nicht
 Wunder, daß auch ein vernünftiges Vieh auf
 der Welt lebet, welches nicht einmahl die natür-
 lichen Tugenden kenneet.

Wird

Wird der Mensch einer angenehmen Gesellschaft mit seines Gleichen beraubet, welches Gut besitzt er hernach in seinem irdischen Leben? Die ganze Welt ist für den Menschen, der gütige Schöpfer erlaubt ihm, sich aller Creaturen in einer geschränckter Ordnung zu bedienen, jedoch, diese grosse Glückseligkeit erreicht noch lange nicht den Grad, den sie erst alsdenn erreicht, wenn eine ganze Gesellschaft freundlicher Menschen daran Theil nimmt, und sie durch vereinigten Genuß in den höchsten Werth stellet. Die irdischen Güter sind aber das wenigste, das man den zufriedenen Seelen abnehmen will. Die Feinde der Zufriedenheit speyen ihr Gift unter ein Paar Freunde, die alle Kennzeichen der wahren Freundschaft an sich haben; sie suchen ihre Zunge zu einem scharfen Schwerdt zu machen, welches so gar das heiligste unzertrennlichste Band, das Band der Ehe, zertheilen soll. Ein Ehe-Paar, welches das Joch seines Standes durch die zärtlichste Einigkeit erleichtert, ist diesen unnützen Weltbewohnern ein Greuel. Leyder kan man sich vieler Exempel erinnern, die uns bezeugen, was ein neidiges Gemüth für Unflath in die reineste Liebe einwirft, und solche damit ersticket. Mancher getreuer Ehemann und manches getreues Ehe-weib sind die betrübten Opfer gewesen, welche durch die grausame Betrügereyen dieser Uebelthäter an einander gehehet worden. So weit können es Menschen treiben, welche ihrer Gemüths-

B

müths-

müths-Unruhe keinen Einhalt zulassen, sondern in steter Arbeit mit sich selbst und zugleich mit andern, uneins seyn wollen. Sie gleichen mir nicht uneben einem Verpächter, der eine Fabricke oder sonsten eine Kaufmanschaft über sich nimt, und, damit den andern Liebhabern dazu, nicht ihre Absicht gelinge, eine grössere Summe Geldes dafür verspricht, als er würcklich weiß, das aus den Einkünften zu erheben seye. Dieser Neid, seine Mitwerber ja nicht glücklich zu sehen, ist so ausgelassen, daß er lieber den vorhersehenden Nachtheil und unvermeidlichen Untergang seiner selbst in den Wind schläget, und lieber eine kurze Zeit das Vergnügen eines so pöbelhaften Sieges empfinden, als ein ehrlicher Mann bleiben will. Unruhige und zänckische Gemüther thun desgleichen, sie sehen den Wohlstand ihrer Seele, die Gesundheit ihres Leibes, und den Ruhm eines guten Nahmen lieber darauf, als daß sie ihren Nächsten solten in Zufriedenheit des Gemüthes sehen. Es ist ihnen nicht genug, sich selbst zu schaden, sie wollen auch andere in diesen Schaden mit einflechten. Epicurus, der so oft aus einem ungegründeten Vorurtheil schlimmer beschrieben wird, als er verdienet, hat unter andern gesunden Meinungen, auch diese: Kein Mensch kan frölich leben, er seye denn klug, ehrbar und gerecht, und niemand kan klug, ehrbar und gerecht seyn, er lebe denn frölich. Diese Frölichkeit setzet schon drey Haupt-Tugenden voraus,
dabe

dahero kan sie nicht anders als gut seyn, und ist der so genannten falschen Epicurischen Frölichkeit gerade entgegen. Da aber diese drey Tugenden, denen viele andere unumgänglich nachfolgen, den unruhigen Gemüthern fehlen, so ist hieraus nicht nur klar zu sehen, daß ein Mensch, der dieselbe nicht ausübet, nicht frölich und lasterhaft sey, sondern sie seyen auch die Mittel, welche man annehmen müsse, wenn man die Ruhe der Seelen, diesen unvergleichlichen Schatz, genießen wolle. Die Unzufriedenheit und der Neid sind also Abweichungen aller Sitten, und, was das meiste ist, Zerstörer der Grund-Regeln des sanften Christenthums. Welches unbarmherzige Gericht wird demnach nicht einsten über solche Menschen ergehen, welche sowohl gegen sich selbst, als gegen ihren Nächsten unbarmherzig gewesen? Sie quälen und martern sich in der Welt, ohn alle Ursache, und achten nicht, daß nach dieser Zeit diese Pein mit Vergrößerung auf Vergrößerung vermehret werde. O der thörichten Menschen, welche Quaalen mit Quaalen erkaufen! Die Gründe zu diesen unverständigen Handlungen sind ohne Zweifel der Mangel eines Vertrauens auf Gott, die Verachtung seines Wortes und der darinn enthaltenen Verheißungen und Drohungen, die Unterlassung des Gebets, die Begierde vor andern reich und angesehen zu seyn, der Zorn gegen jemand, der mehr geliebet wird, die Eifersucht wann jemand tugendliche

Ghere Thaten verrichtet, die Furcht, man werde
 durch die rühmlichen Aufführungen anderer über-
 troffen, und an Schätzen, Gunst und Würde ge-
 ringer seyn. Solte man nicht aus diesen Grün-
 den schliesen können, eine solche elende Person sey
 in das Gericht der Verstockung gefallen, und
 müsse die erschrockliche Straffe durch vorherge-
 gangenes Übermaaß der Sünden verdienet ha-
 ben? Ich will hierüber nicht richten, indessen
 kan ich doch dabey erkennen, daß ein unruhiges
 Gemüth, welches sich selbst bewust und mit Vor-
 satz unruhig ist, durchaus mit keinem Schein ei-
 ner menschlichen Schwachheit zu entschuldigen
 seye, sondern daß es vielmehr ohne Gnade Göt-
 tes dahin lebe. Ich kan deswegen auch nicht bil-
 lichen, daß man auf Unkosten dieser Unseligen las-
 chen soll, sie mögen sich so närrisch oder so kurz-
 weilig geberden, als sie immer wollen, es ist viel-
 mehr die Pflicht der Klügern, solche suchen zu ver-
 bessern oder den Umgang mit ihnen zu meiden,
 und für sich selbst zu sorgen, daß das gute Gewis-
 sen durch einen freudigen Geist überall ent-
 decket werde.



Gedan-

Gedanken von der Treue.



Wenn wir das ganze menschliche Leben betrachten, und mit Verwunderung die erstaunliche Menge der lasterhaften Handlungen bedencken, welche darinnen vorgehen, so finden wir, daß dieselben ganz allein aus Unterlassung der Treue gegen uns und andere herrühre. Man nenne ein Laster, welches man will, so wird sich zeigen, daß wenn man getreu gewesen wäre, würde solches nicht unternommen und vollbracht worden seyn. Ich kan also im Gegentheile sagen: Die Treue seye eine Tugend, welche alle andere Tugenden nach sich ziehet. Alle gute Eigenschaften eines Menschen, wozu er von seiner ersten Kindheit an angehalten worden, haben ihre Wirkungen aus dieser ersten und vollkommenen Tugend, denn da sie die Beständigkeit der einmahl erkannten Gerechtigkeit und die einzige Richtschnur eines redlichen Gemüthes ist, so werden auch alle Pflichten, die man der Religion, dem Vaterlande, der Obrigkeit, den Eltern, Freunden und sich selbst schuldig ist, durch sie erfüllet. Sie ist auch mit einer gewissen Fähigkeit versehen, die alles, was ihr Geschäfte hindern möchte, aus dem Wege zu räumen weiß. Sie ist so tapfer und so mächtig, daß

B 3

sie

sie alle ihre Feinde besieget, und so gar dem Tod selbst freymüthig unter die Augen geht. Ihre löbliche Kühnheit, und das Glück, so sie dabey hat, alles zu überwinden, betweisen die erstaunlichsten Geschichte.

Die Treue gegen die Religion haben insonderheit so viele tausend Märtyrer bewiesen. Sie hatten die Wahl, dieselbe entweder unter dem Genuß der verheissenen ansehnlichsten Ehrenstellen, der größten Reichthümer, der ruhigsten Gemächlichkeiten, und der ungestörten Wollüste hintan zu setzen, und ihr abzusagen, oder aber unter der Erfahrung der angedrohten verächtlichsten Beschimpfungen, der Beraubung aller ihrer Güter und Angehörigen, der entsecklichsten Martern und schmerzlichsten Todesarten beyzubehalten. Der vortrefliche Lohn der Treue aber wurde ihnen von der Wahrheit in so vollem Glanze entdeckt, daß sie sich entschlossen, lieber die heftigsten Erbsaalen zu leiden, als von einer Standhaftigkeit zu weichen, welche ihnen so nützlich und rühmlich gewesen, und bey allen Nachkommen eine billiche Bewunderung hinterlassen hat.

Wer die Gesetze eines Vaterlandes hält, für die Rechte desselben kämpfet, und mit eigener Mühe und Verlust, seine Hochachtung und Liebe gegen dasselbe beweiset, der erwirbet allerdings den Ruhm einer grossen Treue gegen das Vaterland. Ich will dißfals, unter so vielen Helden des Alter

ter

terthums, den L. J. Brutus zum Exempel nehmen: Dieser Mann hat seinen Landsleuten einen der größten Dienste gethan, den es je von einem ihrer Mitbürger vermuthen konnte. Das Römische Volk seufzete unter der Tyranney ihres Königes Tarquinius, welcher sich durch gewaltthätigen Betrug auf den Thron erhoben hatte, und seine Regierung durch unzählbare Grausamkeiten verhaßt machte. Brutus, der diese Unbilligkeiten mit Wehmuth ansehen mußte, und die Ehre und Ruhe seiner Nation auf das beste zu Herzen nahm, fühlte zwar einen starcken Trieb, dieselbe von dem Joch ihres hochmüthigen Beherrschers zu befreien; seine Macht war aber viel zu klein, seiner Neigung nachzugeben, und da er überdas noch befürchten mußte, in die Barbarischen Hände des Tarquins zu fallen, und eines greulichen Todes zu sterben, wenn dieser sein Vorsatz offenbar würde, so nahm er inzwischen die Zuflucht zu einer List, und verstellte sich, als ob er ein einfältiger Mensch wäre. Unter dieser Heuchelei hatte er also eine Sicherheit vor allem nachtheiligen Argwohn, und er konnte ohngehindert der Zeit erwarten, in welcher er Gelegenheit haben möchte, sein Fürnehmen mit Nutzen auszuführen. Endlich gelang es ihm auch. Als einer von den Söhnen des Tarquinius, die Gemahlin des Collatins, die Lucretia nothzüchtigte, und diese sich darauf selbst ermordete, entdeckte Brutus auf einmahl die Ursache seiner Verstellung.

B 4

Rom

Rom war über die Geschichte mit der Lucretia in solcher Bestürzung und Verwirrung, daß es nicht grosse Mühe kostete, diejenigen zu kennen, welche über die Tarquinische Familie mißvergnügt waren. Brutus sammlete sich also von diesen seine Freunde, und brachte es so weit, daß der König Tarquinius mit allen den Seinigen aus Rom verbannet, und die despotische Regierung in eine Demokratische verwandelt wurde; hierüber bezeugte das Römische Volk eine solche Zufriedenheit, daß sie zu öffentlicher Bezeugung derselben, und zur Danckbarkeit für die damit verschafften Vortheile, den Brutus zum ersten Bürgermeister erwählte. Brutus hatte dieses höchste Amt kaum einige Zeit, mit allem Beyfall verwaltet, so vereinigte sich aufs neue eine Begehenheit, die dem ganzen Römischen Volcke zu erkennen gab, daß er ihre Wohlfahrt höher schätzte, als seine eigene. Dieser Römische Bürgermeister hatte zwey Söhne, welche sich von einigen rebellischen Köpfen bereden liesen, sich gegen ihren Vater zu verschwören, und zu trachten, daß die Tarquinische Familie, in die gehabte königliche Herrlichkeit zurückberuffen würde, da aber diese Verrätheren ihrem Vater entdeckt worden, berathschlaget er im versammelten Rath die Mittel dagegen, und nach einem kurzen Prozesse, verdammet er nicht nur selbst seine zwey Kinder zum Tode, sondern läset auch dieses erschöcklich-scheidende Urtheil, in seiner Gegenwart, an ihnen voll-

vollziehen, und verschonte also durch diese Unpartheylichkeit so vieles unschuldiges Blut, welches durch einen neuen Aufruhr ohnfehlbar wäre vergossen, durch den Tod der Strafbaeren allein aber, ist erspart worden.

Die Treue eines Unterthans gegen seinen rechtmäßigen Landesheerrn ist so billig, daß derjenige, welcher dawieder sündigt, mit der größten Gerechtigkeit, als ein Rebell abgestraffet wird; ihre Kraft beweiset sie jedoch meistens in gefährlichen Umständen. Als Alfonsus VIII. König in Spanien, seinen Enckel Alfonsus I. König in Portugall, in der Stadt Quimarenes sehr hart belagerte, wurde dieser in eine solche Enge getrieben, daß er keine Hofnung mehr zu irgend einer Rettung vor sich sahe. In diesen Aengsten begibt sich Egas Moniz, des belagerten Princken erster Minister und ehemahliger Hofmeister, in das Spanische Lager, und unter keiner andern Absicht, als seinem bedrängten Herrn Lust zu machen, spricht er mit dem alten Könige, und versichert ihn, sein Herr, der König von Portugall wäre gesonnen, sich auf einen gewissen Tag zu unterwerfen. Der Spanische Alfonsus glaubet diesen Worten, und hebt daher plößlich die Belagerung auf, der junge Prinz kan indessen eine so geschwinde und unvermuthete Veränderung nicht begreifen, da er aber die Ursache davon höret, wird er so unwillig darüber, daß er das ihm unbewust-gewesene Versprechen des Egas Moniz

B 5,

niz

nitz durchaus nicht erfüllen will. Inzwischen
 nahet die bestimmte Zeit heran, in der der junge
 Alfonsus die Gesetze von seinem Groß Vater
 vernehmen soll. Dieser wartet mit Verlangen,
 und jener kommt nicht. Egas Moniz, welcher
 bey diesen Umständen wohl mercket, daß sein gege-
 benes Wort nicht wird können gehalten werden,
 geräth dabero auf den großmüthigen Entschluß,
 lieber sich selbst aufzuopfern, als seinen Herrn
 und dessen Unterthanen in grössere Gefahr zu stür-
 zen. Zu dem Ende nimmt er seine Gemahlin und
 Kinder, gehet zum erzürneten Spanischen Mo-
 narchen, ergibt sich auf Gnade und Ungnade,
 und bittet, der König wolle sich wegen des unerfüll-
 ten Versprechens, nicht an seinem Herrn oder an
 dem ganzen Portugiesischen Volck und Lande rä-
 chen, sondern ihn selbst, als der das Wort gege-
 ben hätte, straffen, und wo er allein hiezu nicht ge-
 nug wäre, so seye hier seine Familie mit ihm ge-
 genwärtig, als welche aus Treue gegen Ehemann,
 Vater und Vaterland, mit ihm gerne ihr Leben
 lassen wolte. Alfonsus VIII. verwundert sich über
 diese neue Verwegenheit und über den Muth;
 der Anblick einer ganzen Familie aus den Vor-
 nehmiesten des Landes, welche mit blossen Füßen,
 mit Stricken um den Halsen, und in einfachen
 weissen Kleidern, vor seinem Throne gebückt zur
 Erde liegt, erweicht sein edles Herze, daß nicht
 nur Egas Moniz für sich und die Seinigen ei-
 nen vollkommenen Pardon erhält, sondern auch
 ein

ein Waffen-Stillstand zwischen beyden kriegenden Mächten geschlossen wird. So geschäftig war also die Treue des Agas-Monis, daß er seinem Könige durch eine List zu helfen suchte; da aber diese mißlung, und er sich selbst einer schädlichen Ubereilung beschuldigte, so war er wiederum bereit, den Fehltritt zum Besten seines Herrn zu büßen, und alles zu dessen Vortheil anzuwenden.

Ich weiß nicht, ob ich sagen soll, daß die Treue der Kinder gegen ihre Eltern aus der Liebe komme, oder daß diese Liebe aus der Treue herrühre. Beides kan behauptet werden; allein da die Treue schon eine Liebe voraussetzt, und die innerliche Liebe durch äußerliche Handlungen sichtbar werden muß, das Werck einer Treue aber ohnstreitig von der Beständigkeit einer Liebe zeuget, so getraue ich mir zu sagen, daß die Tochter des Polycrates, ein überaus getreues Herze gegen ihren Vater entdeckte. Dieser Polycrates war ein Fürst über die Insel Samos, und hatte an dem Persianer, Orótes, welcher des Königes Cyrus Statthalter in Sardis war, einen heimlichen Erbsfeind, der ihm unaufhörlich nach dem Leben gestanden, und endlich eine List erfunden, wodurch Polycrates bewogen wurde zu ihm hinzureisen. Ehe dieser aber abreißte, wurde er von seinen Freunden und von seiner Tochter durch allerhand Vorstellungen ermahnet, dem Orótes ja nichts Gutes zuzutrauen, und um besserer Sicherheit

Herz

Herheit willen zu Hause zu bleiben; überdas hatte auch seine Tochter einen gewissen Traum, der ihrem Vater nichts als Unglücke zu seiner Reise prophezehte, welchen sie ihm auch offenbarte, und neuerdings nach allen Kräften bat, sein Vorhaben einzustellen; es war aber alles vergebens, Polycrates wolte fort, und da er hernach bereits zu Schiffe gieng, rief ihm die Tochter noch mit Thränen nach, er solte doch nicht zum Orötes fahren; es half aber nichts. Vielmehr wurde dieser Vater so unwillig über das Bitten seines Kindes, daß er ihr endlich drohte, woserne er wieder gesund zurückkommen würde, so wolte er ihr in langer Zeit noch keinen Mann geben. Hierüber war die Tochter nichts weniger als mißvergnügt, sondern sie erwiederte: Sie wolte lieber noch lange Zeit ohne Mann bleiben, als ihren Vater verlihren.*

Wer nun bedenckt, daß man in allen Zeiten, lieber Vater und Mutter verlassen, als den natürlichen Zug zu einer ehlichen Vereinigung verhindert hat, und daß keine Leidenschaft, die Neigung der Liebe übertrefte, so muß man sich billich verwundern, daß diese Prinzessin ihren Vater einem Bräutigam vorgezogen. Viele andere Töchter würden bey solchen Drohungen das nasse Schnupstuch in Sack stecken, und ihrem Vater glückliche Reise wünschen. Von

* Diese Furcht sah alsdenn auch ihre Erfüllung. Polycrates war kaum in Sardis angelangt, so wurde er vom Orötes ermordet.

Von starcken Proben einer freundschaftlichen Treue sind Orestes und Pylades, und so viele andere so bekant, daß ich sie hier nicht einmahl anführen will. Ich will aber von einem andern Paar sagen, die diesen verglichen werden, aber nicht so sehr wie diese bekant sind. Ich meyne den Asklepiades und den Menedemus. Diese waren zuerst zwey sehr arme Tagelöhner bey den Maurern, und hernach, da sie die Schulen des Stilpo und des Phädo besuchten, gute Philosophen. Sie waren einander so getreu, daß sie sich nicht nur niemahls von einander absonderten, sondern auch, wie Armuth und Ungemach, also gleichfals Reichthum und Wohlfahrt stets mit einander theilten, daher auch alles, was der eine oder der andere vornahm, zum Nutzen beyder abzielen mußte. Sie haben diese Einträchtigkeit und Gleichtheilung der Schicksaale so gar bey ihrer Verheyrathung beobachtet, und damit sie in einem Hause wohnen, und nur ein Hauswesen führen könnten, jedoch besorgten, daß ihnen die Töchter von zweyerley Eltern an diesem Vorhaben hinderlich seyn möchten, suchten sie eine Wittwe mit einer Tochter, und nachdem sie dieselbe nach ihrem Wohlgefallen gefunden, und geurtheilet, daß ihre Freundschaft durch diese zwey Frauenzimmer keinen Abbruch leiden würde, heyrathete Menedemus die Mutter, und Asklepiades die Tochter. Sie unterhielten auch in ihren Eben die schönste Einigkeit zu beyderseitigen Vergnügen beständig, bis an die

die Zeit, da der Tod den Asklepiades dem Menedemus von der Seite riß. Ja auch, nach dem Tode hat dieser seinen verstorbenen Freund so geliebt, daß als einstens ein Liebling des Asklepiades bey dem Menedemus speisen wolte, und von den Dienern des letztern nicht eingelassen wurde, befohl er, so bald er es erfahren, dem Liebling die Thür zu eröffnen, und sagte zugleich zu seinen Dienern: Wisset, obgleich Asklepiades im Grabe liegt, so hat doch er diesem die Thür aufgemacht. Womit er zu verstehen geben wolte, daß der Liebling des Asklepiades auch der Liebling des Menedemus sey, und was der Todte gethan hätte, das müßte der Lebende noch thun.

Die Treue gegen die Freunde erstrecket sich auch auf Ehegatten, Bundes-Genossen, Amts-Brüder, Bluts-Freunde, und so weiter, denn die Festhaltung ihrer Freundschafts-Bande ist sowohl zu ihrer eigenen als zur allgemeinen Wohlfahrt höchst nöthig, und auch von diesen Gattungen lesen wir die vorzüglichsten Exempel in den Geschichten des Alterthums. Bey alle dem aber findet man auch öfters solche, welche von den Schriftstellern für etwas sehr Ruhmwürdiges ausgeruffen werden, an sich selbst aber, bey genauer Prüfung, durch den einen oder andern Irrthum vieles von ihrem Ansehen verlohren. Wenn zum Exempel: Cimon, der Sohn des Atheniensischen Feldherrn, Miltiades, die seinem Vater auferlegte Geld-Busse bezahlet, so ist dieses nicht
aus

aus einer kindlichen Treue geschehen. Die Sache war also beschaffen: Miltiades hebt die Belagerung von Parus auf, er segelt mit seiner Flotte nach Athen zurück, und weil er beschuldigt wird, daß er wegen eines geheimen Verständnisses mit den Feinden, die Belagerung aufgehoben habe, legt man ihn als einen Treulosen gegen seine Republik ins Gefängniß, und verurtheilt ihn zu der Bezahlung von funfzig Talenten. Er stirbt aber in der Gefangenschaft, ehe er bezahlen kan, und deswegen nehmen die Athenienser den Cimon, seinen hinterlassenen Sohn, werfen ihn in das Gefängniß, und lassen ihn nicht eher daraus los, bis er die besagte Summe für seinen Vater bezahlet hatte. Aus diesem Verfahren sehen wir deutlich, daß Cimon die Bezahlung nicht freiwillig, sondern durch Zwang geleistet habe, sie kan ihm also zu keinem besondern Ruhm gereichen, ohngeachtet er vielleicht doch über diese Straffe nicht sonderlich mag gemurret haben.

Es kan auch eine Treue mit Unbesonnenheit und mit eigenem Schaden ohne Noth geschehen. Wenn ich die von vielen so hoch gerühmte Treue des Zopyrus genau ansehe, so finde ich ein Abbild davon. Der Persische Monarch Darius belagerte die grosse Stadt Babel, lange Zeit, mit einer ansehnlichen Menge seiner Truppen; unter diesen war Zopyrus ein Kriegsoberster. Als dieser sahe, daß sich die Babylonier auf das tapferste wehrten, zweifelte er endlich, daß dieser

Platz

Platz von der Persischen Macht sollte erobert werden können, er trachtete demnach, ob es möglich wäre, denselben seinem Könige mit List in die Hände zu spielen. Zu dem Ende schnitte er sich selbst die Nase und beyde Ohren ab, und gieng zu den Feinden als ein Überläufer, mit dem Vorhaben, Darius wäre so unbarmherzig gewesen, und hätte ihn wegen eines falschen Argwohns, also schimpflich mißhandeln lassen. Die Belagerten glaubten seinen Worten, nahmen ihn auf, und weil sie wußten, daß er ein erfahrner und tapferer Soldat war, vertrauten sie ihm ein Commando in Babel. Zopyrus übernahm diese Beerdienung, und zugleich den Vortheil, den er suchte, und war dabey so glücklich, daß er bald die Wege fand, seine Absicht zu erreichen, und dem Darius die Stadt Babel zu übergeben. Als es geschehen, bewunderte der König seine unbegreifliche Treue, belohnte ihn nach Verdienst, und liebte ihn als seinen herzhaftesten Generalen.

Diese Begebenheit scheint vor den Zopyrus, in Ansehung der Pflicht eines Unterthans gegen seinen Landesherrn, vortheilhaft genug, allein ich will der Unwahrscheinlichkeit, die ich dabey finde, nicht erwehnen, und nicht behaupten, es seye sehr unglaublich, daß ein vornehmer Officier mit also verstückeltem Angesicht durch das weitläufige Laager einer Armee, die ihn gekannt hat, unangesehen habe durchkommen, und von den Belagerten für diejenige Person, die er war, angesehen wer-

werden können; denn ein Mensch, der seine Nase verlohren hat, hat ein ganz anderes Angesicht als er vorher hatte, und die Gestalt von beyden sey ist so sehr von einander unterschieden, daß fast keine Gleichheit mehr abzunchmen ist. Ich will alleine einwenden, ob Zopyrus nicht eine ganz unbesonnene That verrichtet, da er sich also, ohne die äußerste Noth zu erwarten, auf die ganze Zeit seines Lebens verungestaltet hat. Er hätte mit einem ganzen Angesichte, mit abgesehnemem Bart und mit zerpeitschtem Rücken, eben dasjenige vorgeben und ausrichten können, was er auf so grosse Unkosten seiner Gestalt gethan hat. Ein abgesehnener Bart war damahls ein genugsammes Zeichen der Beschimpfung, wie auch ein zerpeitschter Rücken das Zeichen der öffentlichen Abstraffung eines Ubelthäters. Diese That des Zopyrus hat in Ansehung der Begierde zur Treue, etwas ähnliches mit der obigen des Lgas/Mosniz; allein des Portugiesen seine ist weit edler und wahrhaftiger, sein Herr war in der äußersten Noth, und er selbst mit ihm. Ich argwohne also fast, ob nicht den Zopyrus ein Stolz, und eben nicht eine Redlichkeit gegen seinen Herrn dazu angetrieben habe, und ob er nicht die Ehre haben wollen, eine Vestung zu gewinnen, die eine ganze zahlreiche Armee unter dem eigenen Commando eines grossen Königes nicht einnehmen konnte, oder ob er nicht eifersüchtig gegen die andere Persische Generals gewesen, und durch seine

E Vers

Verwegenheit suchte, sie an Kühnheit zu über-
 treffen, und ihnen in der Gnade des Cyrus vor-
 gezogen zu werden? Er mag es nun aus dem
 einen oder andern Grunde gethan haben, so war
 es thöricht. Ein Mensch mag so viele Güter in
 der Welt besitzen, und so hoch geehret seyn als es
 immer seyn kan, so kan ihn doch ein Gesicht ohne
 Nase niemahls erfreuen. Hätte Zopyrus die
 abgeschnittene Gliedmassen durch der Feinde
 Hände, mit Gewalt vermissen müssen, so hätte
 ich nicht das geringste dagegen zu sagen; seinem
 Herrn aber einen Nutzen schaffen zu wollen, der
 nicht auf dem eigenen Nachtheil beruhete, und
 doch aus freywilliger Entschliessung zum eigenen
 Schaden gereicht, ist nicht zu billichen. Ich
 schliesse also aus diesen zwey letztern Exempeln,
 daß oft ein Mensch in einer Sache für getreu kan
 gerühmt und gehalten werden, und der es doch,
 wenn man die Sache recht einsiehet, nicht ist.
 Ich schliesse es auch aus der Menge der getreuen
 Leute, die man hauffenweise dafür anpreiset. Die
 Tugend der Treue ist nicht so leichte auszuüben,
 als man sich nur obenhin einbildet, und daher
 folget, weil die Menschen andere leichtere Tugenden
 nicht vollführen, sie noch weniger eine schwe-
 re, ja fast die schwerste, nicht zum täglichen Ge-
 brauche haben. Man sieht es auch aus der Er-
 fahrung, daß man die Treue nur in gewissen Fäl-
 len gelten läßt, und in denen man gewohnt ist, sich
 ihrer als eines bloßen Nahmens einer guten Ei-
 gens

genschaft zu erinnern. Ein Gesinde, welches seiner Herrschaft eben nicht sticht, aber doch ungehorsam ist, Übels von ihr redet, oder ihr etwas verwaerloset, heißt insgemein getreu. Eine Ehefrau, die keine fremde Liebhabere unterhält, ihrem Manne aber durch Spielen, durch Hoffart, durch Nachlässigkeit manches Geld aus dem Beutel jaget, heißt auch insgemein getreu. Ein Freund, der immer viel verspricht, und doch alle Gelegenheiten verhindert, wo man erfahren könnte, ob er lüge oder nicht, heißt gleichfalls insgemein getreu. Allein bey allen diesen dreyerley Leuten ist nicht die mindeste Spuhr einer reinen Treue anzutreffen, widrigensals würden die übrigen Laster unterbleiben. Es ist daher eine unfehlbare Sache, wenn die Menschen einander recht getreu wären, so würden wenige lasterhafte zu zehlen seyn. Die Obrigkeit würde von ihren Unterthanen nicht mehr fordern, als die Gerechtigkeit erlaubet, sie würde dieselben mit aller Sorgfalt beschützen, und ihnen zu allen löblichen Vortheilen die Hände bieten. Die Unterthanen würden auch auf ihrer Seite, sich nicht wieder ihre Obrigkeit empören, weder mit Worten noch mit Wercken, sie würden ihr die gebührende Steuern und schuldige Ehrfurcht bey aller Zeit willig geben, und mit einer solchen Liebe gegen sie entzündet werden, daß sie zu ihrer Wohlfahrt, Leib und Leben gerne in Gefahr setzen; die Lehrer würden heilsame Unterweisungen sagen, und die Lernenden

E 2

wür

würden solche als eine Wahrheit erkennen, und mit Nutzen anwenden. Die Eltern würden vernünftig befehlen, und die Kinder würden ohne Widersprechlichkeit Gehorsam leisten, und so weiter. Es ist überhaupt ganz gewiß: Alle Laster müssen den Regeln der Treue weichen.



Gedanken von der Schaamhaftigkeit.



Die Schaamhaftigkeit ist sonst ein sicheres Zeichen der Unschuld, sie hat aber zuweilen ein gleiches Schicksaal mit vielen andern Tugenden, unter deren entlehntem Nahmen, gewisse Leidenschaften und Laster frey ausgeübet werden. Bey geringen Dingen bezeuget man sich öfters so eifrig, als wäre man gesonnen Leib und Leben für die Schaamhaftigkeit aufzuopfern, bey wichtigen aber achtet man ihrer gar nicht.

Eine junge Manns-Person, die ich jeko Dorisphilus nennen will, bekannte einstmahls, daß er gerne heyrathen möchte, dieses hörte ein fünf und vierzig-jähriger Hagestolz, und wurde so unwillig über dieses Bekännniß, daß er sich nicht

nicht entbrechen konnte, dasselbe stillschweigend anzuhören, vielmehr gab er dem Doriphilus einen Verweis, und beschuldigte ihn einer Unverschämtheit, indem es für keusche Ohren ein rechtes Vergerniß sey, dergleichen Reden anzuhören, und ein schaambhaftes Gemüth würde dergleichen Ausdrücke nimmermehr aus dem Munde auslassen.

Ich will mich nun in keine Beschreibung von den Eigenschaften des Doriphilus und des Hargestolzen einlassen, und nur allein sagen, daß der erstere so wenig ein unkeusches Herze, als sein Gegner ein billiches hat. Glaubwürdige tugendhafte Leute geben ihm hierinn das Lob, und sie sind durch allerhand Erfahrungen, bey vielen Gelegenheiten davon überzeuget worden. Ich will hier allein die Sache betrachten. Man mercke, Doriphilus ist acht und zwanzig Jahr alt.

So bald das Heyrathen etwas unziemliches oder schändliches ist, (ich rede hier von den vernünftigen und gesitteten Heyrathen) so bald muß auch die Begierde dazu unziemlich oder schändlich heißen, und die Person, welche ihre Neigung zur Ehe, öffentlich bekennet, muß gar keine Schaamhaftigkeit im Herzen haben; da aber das Gegentheil aus der allgemeinen Erlaubniß, und man könnte fast sagen, aus Göttlichem Befehl dazu, aus der Nothwendigkeit zur Erhaltung des menschlichen Geschlechtes, und aus dem Vortheil, den Einzelne und viele Menschen dabey haben, sattsam klar ist, so muß die Ehe etwas nütliches

liches und wohlanständiges seyn, und es kan ohn-
möglich eine Ubertretung der Schaambastigkeit
genennet werden, wenn jemand saget, er möchte
gerne heyrathen, und also etwas anzufangen wün-
schet, das nützlich und wohlanständig ist. Wäre
dieses keine Wahrheit, wie viel unverschämter
müßten nicht diejenigen seyn, die würcklich heyr-
rathen? Ist nicht allemahl die That einer Sa-
che besser oder schlechter, als die Neigung dazu?
Allein gemeinlich schämet man sich über Dinge,
wo man sich nicht zu schämen hat, und schämt sich
hingegen nicht, wo die Schaambastigkeit im
Wercke seyn soll. Ich will es durch einige Exem-
pel beweisen:

Maurus ist ein alter Junggesell, und dabey
ein erhabgeschmackter Kerl. Sein Geld machet
ihn stolz. In seinen jüngern Jahren hat er öfters
gefreyt, weil er aber immer zu hoch hinaus wolte,
kriegte er allemahl einen Korb. Nun schämet er
sich, ferner zu freyen. Aber warum? Er ist ver-
sichert, daß ihn kein junges Frauenzimmer, wel-
ches klug ist, heyrathet, und daher ist er so
schaambastig, daß er nach keiner Alten seines
Gleichen freyen will; bey alle dem aber schämt
er sich doch nicht, seinem Hauswirth, wegen der
allzufreyen Aufführung mit seiner Ehfrauen,
Verdruß zu machen.

Zyginus gehet niemahls des Tages in ein ver-
dächtiges Caffee-Haus, weil es die Leute auf der
Strasse oder in der Nachbarschaft sehen können.
Er

Er ist zu schaamhaft. So bald aber die dunkeln Stunden kommen, wischt er geschwind hinein, und schämt sich alsdenn nicht, allda zu saufen, zu spielen, zu fluchen und dergleichen.

Akreon ist krank, und so schaamhaftig, daß er dem Wund-Ärzt verbietet, ja nicht zu sagen, woher seine Krankheit gekommen sey, weil die Leute ihm etwan deswegen übel nachreden könnten, jedoch hat er den Vorsatz, sich nicht zu schämen, nach seiner Wiedergenesung eben das zu thun, wovon er krank worden.

Vitellus schämt sich zu gestehen, daß er nicht viel verstehe, doch schämet er sich nicht, eine Bedienung zu suchen, die über seinen Horizont gehet, und wo er hernach, bey deren Verwaltung, Schande davon hat.

Pomponius läset in seinem Hauswesen alles drunter und drüber gehen, er hält prächtige Equipagen, öftere Gastereien, u. s. w. und schämet sich, zu bekennen, daß er es nicht in die Länge aushalten kan, er schämt sich aber nicht, daß er seine Wollust nicht bezämen will, und deswegen Schulden auf Schulden macht.

Casimirus meynt, es sey ihm eine Schande, wenn er jemand dienet, und sein Brod bey einem andern erwirbt, er schämet sich aber nicht, aus dem Vorsatz, sein eigener Herr zu seyn, stets zu saulentzen, und hier und dar seinen Freunden und Bekannten, das ihrige umsonst abzufressen.

Wann jemand zufälligerweise, das Fleisch unter dem Rückgrad, bey seinem anatomischen Nahmen nennet, so ist Frau Adalgunde so züchtig, daß sie den Kopf mit einer lächelnden Mine auf die Seite dreht, und die Finger auf Augen und Ohren leget. Nichts destoweniger ergötzet sie sich recht herzlich, wenn ihre Kinder vieles von Unfläthereyen zu sagen wissen, sie fragt sie aus, sie lacht dazu, und schämet sich also nicht, durch eine gelassene Anhörung, die garstigen Erzehlungen zu billichen.

Jungfer Claudie ist so spröde, daß sie ihren Adonis, in Gegenwart ihrer Eltern kaum öffentlich anblicket, ist sie aber bey ihm alleine, so schämet sie sich nicht, auf seinem Schoosse zu sitzen, 2c.

Fräulein Valerie schämet sich ihrer blauen Lippen, sie träget aber kein Bedencken, wenn sie in Gesellschaften ist, den Mund unaufhörlich zusammen zu ziehen, und durch Gewalt der Zähne mit klemmen und beissen, roth zu machen.

Prisca ist eine Wittwe, sie gehet ihr Tage in keine Versammlung, wo Mannspersonen zugegen sind, sie hat aber ein paar alte Weiber an der Hand, welche sie hier und dar durch allerhand Metaphoren anbieten müssen.

Nerina schämet sich, daß ihr Bräutigam nur fünf Schuh hoch ist, sie schämet sich aber nicht, daß sie sich auf eine so unvernünftige Weyse schämet.

Agnes, eine einbilderische Magd, schämte sich, in einem Gewürz-Laden nur für einen Schilling Rosinen zu hohlen, sie schämte sich aber nicht, wenn ihr ihre Frau für ein Marck zu kaufen beschlehet, daß sie nur für vierzehn Schillinge kauft, und die übrigen zwey Schillinge für sich behält.

Eine solche Verwirrung ist zwischen der falschen und reinen Schaamhaftigkeit bey vielen Menschen. Wo es äußerlich am meisten scheint, daß man schaamhaftig ist, da ist man es innerlich am allerwenigsten. Diese gegebene Exempel beweisen, daß bey allen den erwähnten Leuten, die Schaamhaftigkeit der Grund seyn soll, warum sie sich von diesem oder jenem enthalten wollen; sie beweisen aber auch, daß dieser Grund durchaus nichts wahres an sich hat. Die Leidenschaften und Laster, welche ein betrügerisches Gemüthe ausüben will, sind eigentlich die Körper, die mit dem entlehnten Nahmen einer reinen Tugend bedecket und verkappet werden. Sie werden aber entlarvet, wenn man einseheth, daß entweder Stolz oder Wollust, Zwang oder Furcht, die richtigen Ursachen der Verstellungen sind. Sie offenbahren sich auch selbst nach und nach. Wer die übrigen Handlungen solcher heuchlerischen Menschen, mit ihrer eingebildeten Schaamhaftigkeit vergleichet, der findet, daß die Person selbst keine Schaamhaftigkeit besitze, sondern nur bey gewissen Gelegenheiten sich derselben bediene, um eine böse That zu vertheidigen, oder

einem bösen Argwohnu vorzubeugen, und also andern Menschen ein bloßes Blendwerck für die Augen zu machen. Die Scholastiker haben einen Grundsatz, der heißt: Nullum violentum durable, oder zu deutsch: Alles gezwungene ist von keiner Dauer. Dieser schicket sich meines Erachtens ungemein wohl hieher. Die Schaamhaftigkeit leidet keinen Zwang, sie wohnet nur in einem solchen Menschen, dessen Seele zuvor schon mit einer Billichkeit angefüllet seyn muß, sie begleitet ihn alsdenn bey allen seinen Handlungen, und bleibet beständig bey ihm, so lange ihre Freundin, die Billichkeit, in ihm würcket. Es ist nicht so leicht, jemand zu sehen, der billich ist, und nicht schaamhaft dabey seyn sollte. Wer schaamhaftig ist, der hütet sich fleißig, vor allem was unrecht heißet, und wenn er auch etwas unrechts thun könnte, davon er versichert wäre, das es verborgen bliebe, so thut er es doch nicht, weil die Schaamhaftigkeit so tief in ihm eingewurzelt ist, daß er sich vor sich selbst schämet, ein anderer hingegen, der vor sich selbst weder im Dencken noch im Reden schaamhaft ist, bezeuget gewiß noch weniger Schaam in den Thaten vor fremden Leuten.

Babebombus schämet sich nicht zu Dencken, daß er, in meiner Gewogenheit zu seyn, mir schmeichlen will, er thut es auch würcklich. Ich habe einen Papegoy, der ist so ungeschickt und so dumm, daß er nichts kan als fressen und schreyen.
Wenn

Wenn aber manchesmahlen, dieser Herr Babelbombus zu mir kommt, rühmet er diesen Vogel auf das vortreflichste. Schreyet er von ungefehr Brigri, so sagt dieser höffliche Freund: Ey hören sie, er ruft ihrem Diener Fridrich. Schreyt das Thier, Dage-diago, so heißtis: Ey der lose Schelm spricht zu mir, packe dich fort. Ob ich nun gleich öfters wünschte, daß mein Papagoy dieses letztere würcklich herausthönnen könnte, wenn der Herr Babelbombus bey mir ist, so muß ich doch gestehen, daß der Vogel nichts weiß, und daß es lauter Unwahrheiten sind, was sein Lobredner auch von ihm rühmet, und wie sehr er ihn mit einmischenden Betheurungen für den künstlichsten Vogel in der ganzen Stadt, halten will. Ein Mensch, der eine reine Schaamhaftigkeit in sich ernähret, kan ohnmöglich wieder die offenbahrsten Wahrheiten also sprechen oder sich schämen, daß er ein Ding nicht für besser betrachtet und beurtheilet, als es würcklich ist. Manche Leute werden aber ungehalten darüber, wenn man nicht alles rühmet, was sie gerühmet haben wollen. Gibt man ihnen die Gründe davon zu verstehen, so sagen sie: Ey schämet euch, daß ihr nicht mehrere Liebe, nicht mehrere Hochachtung für die Leute habet und ihnen zu gefallen sprecht, wie sie es gerne hören. Viele die nun dieser närrischen Schande entgehen wollen, fallen in eine andere, denn gemeinlich sind diejenigen, welche sich also zwingen, schaam,

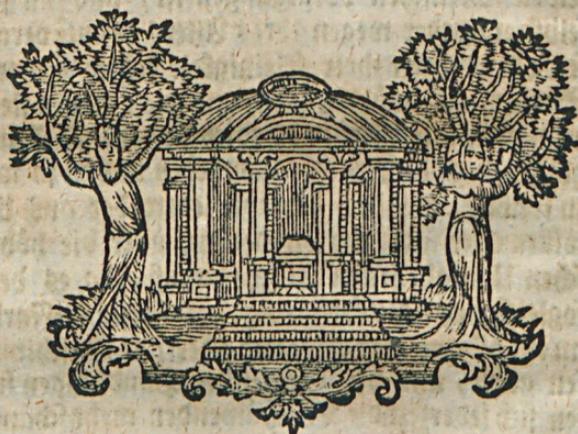
schaamhaftig zu seyn, die grössten Lügner, dann eben darum, weil sie lügen wollen, mißbrauchen sie eine Tugend, die in demselben Augenblicke aus der Schande hilft, hernach aber, weil sie so schlecht angewendet worden, durch grössere Aufdeckung des verborgenen Lasters sich rächet. Dieses siehet man an so vielen Menschen. Sie werden schaamroth. Das ist ihre Straffe von der Natur. Dieses öffentliche Zeichen verrathet sie. Inzwischen muß man doch hier einen Unterscheid wahrnehmen. Nicht alle Leute, die schaamroth werden, haben wieder die Schaamhaftigkeit gesündigt, denn eben diese Veränderung der Gesichtsfarbe ist sonst auch ein klarer Beweis der reinen Schaamhaftigkeit. Unter diese kan man diejenigen zehlen, welche mit einer zärtlichen Wehmuth, oder mit sanftem Niederschlagen der Augen, oder mit einer edelmüthigen Verwundung oder aber mit einer erschrockten Unschuld erröthen; welche aber mit trozigem Gesichte, mit widerwilligen Geberden, mit frechem Blicke oder mit einer verstummenden Zaghastigkeit roth werden, sind von der andern Sorte. Die Schaamhaftigkeit ist so vielen Nachahmungen unterworfen, daß man bey der ersten Ansicht, den Unterscheid nicht so gleich einsehen kan. Allein, gleichwie doch allemahl, nach dem Spruche des Plato, der schönste unter den Affen ungestalt ist, so ist auch die geschickteste Nachahmung der mißbrauchten Schaamhaftigkeit, allemahl heßlich. Wenn ich

ich das Frauenzimmer betrachte, und zwar nach dem Urtheil derer, die überall scharfsichtig und selbstflug seyn wollen, und bedencke, wie die Ledigen meistens mit Nein antworten, wenn sie von ihren Eltern oder Freunden gefraget werden, ob sie heurathen wollen, so scheinen sie sich dabey so zu verstellen, daß man sie würcklich für Seelen halten soll, die auf das äusserste schaamhaft wären, denn man saget wiederum von ihnen: Ihr Herz spreche keinesweges wie der Mund, und so fern in derselbigen Stunde, da sie sich also erklären, ein Freyer käme, und ihre Vorgesetzte das Jawort billigten, so wiederrieffen sie geschwind mit der That. Ist dieses nun eine wahrscheinliche Gewißheit, so ist es auch eine Gewohnheit, davon die meisten keine Ursache wissen, und welche sie nöthiget, mit einer gesitteten Lügen, wohlgesittet zu seyn. Die armen Dinger sind in diesem Stücke übel dran. Gestehen sie ihre Meinung offenherzig, so argwohnet man gleich nicht viel gutes von ihnen oder man ist gar so dreiste und beschuldiget sie einer Unehrlbarkeit. Verneinen sie aber ihre Gedancken, so will doch ein jeder wissen, daß sie nicht die Wahrheit sagen, und also müssen sie sich auf den ersten Fall wegen des Bekänntnisses auf den andern aber wegen der Falschheit schämen. Es sind viele Menschen, die sind so geneigt, aus den Reden, die sie hören, allemahl nur das schlimmste zu schliessen, und darauf die Begriffe

griffe von den ganzen Versohnen zu gründen und ohne daß sie untersuchen, ob dasjenige, was sie für unanständig halten, würcklich unanständig sey, oder zu welcher Zeit und bey welcher Gelegenheit dasselbe geredt oder gethan werde, denn an dieser Aufmercksamkeit lieget sehr viel, so bleiben sie doch bey dem Urtheil, das ihr zäher Verstand, eigenmächtiger weyse einmahl angenommen hat, daher kommt es auch, daß man einen Menschen, er seye nun Männliches oder Weibliches Geschlechtes, der seine Neigung zu einer ehelichen Gesellschaft nicht verläugnet, oder ohne einen eigenen bösen Gedancken selbst den bekennet, so gleich für unehrbar ansiehet, da er doch dabey nicht diejenigen Gedancken eben haben muß, welche die andern Leute behaupten wollen. Wenn der Redende eben diese schalckhafte oder unreine Gedancken dabey hätte, als der Hörende plötzlich hat, so würde der erstere vernünftigerweise schweigen. Dieses ist ein gewisser Proberstein, zu erfahren, wer unreiner dencke. Zuweilen suchen auch gewisse Menschen darinnen einen Ruhm, wenn sie jemand vorwerffen; dieses oder jenes hätte ich nicht gesagt oder nicht gethan, ich hätte mich geschämt, da man doch bey andern Zufällen offenbahr mercken kan, wie sie, wo nicht eben dasselbe, doch dergleichen oder wohl gar etwas ärgers reden und thun. Mit dieser Begierde nach einem ungerechten Ruhm, verknüpfen sie zugleich einen andern Vortheil, sie wollen

wollen sich nehmlich vor einem künftigen Argwohn über sie selbst, verwahren und wenigstens den Beyfall zurück treiben oder verzögern, den man haben könnte, wenn man von ihnen eben das hörte, was sie andern so ernstlich verweisen. Es sind auch wiederum andere Leute so boshaft, daß sie einen unschuldigen Menschen in ganzen Gesellschaften zu beschämen suchen. Haben sie einmahl den Vorsatz, sich über diesen oder jenen zu küheln, so wissen sie geschwind eine Gelegenheit zu finden, wo sie unter dem Nahmen eines Scherzes, eine Historie anbringen, die mit demselben Menschen vorgegangen ist, und an sich selbst entweder wegen ihres Alters könnte vergessen oder wegen ihrer Kleinigkeit keiner ferneren Betrachtung würdig seyn, und diese wissen sie zu erweitern, mit allerhand Erdichtungen und Randglossen noch lächerlicher zu machen und es so weit zu treiben, daß der geplagte entweder aus Unwillen oder aus Verwunderung über die höhnischen Unwahrheiten erröthen muß, da es denn sogleich bey Veränderung der Gesichtsfarbe, an ein allgemeines Spotten oder gar Beschimpfen gehet, und bey dergleichen Handlungen sollten sich jederzeit die Beschämenden mehr schämen als die Beschämte. Mit alle dem meyne ich gar nicht, daß es nicht sollte Leute geben, welche sich unverschämt genug aufführen können, und die es damit so grob machen, daß ein anderer Zuschauer oder Anhörer selbst unverschämt seyn würde,

würde, woserne er nicht sein Mißfallen darüber
eröffnete und die Heftigkeit solcher Aufführung
vorstellte. Dieses ist allemahl billig und lobbe-
lich. Wer aber Mucken säugen und Camele ver-
schlucken will, der ist ein Heuchler und wer nur
zum Rothigen Wasser Lust hat, dasselbe aber in
einer reinen Quelle nicht findet, damit er es aber
finde, Sand und Unflath hineinwirft, der ist böß-
haft, wenn er hernach sagen will: das
Wasser aus dieser Quelle ist
unrein.



Gedan

Gedanken von dem Wort, Mode.



Mode ist Mode. Dieser identische Satz ist nicht so lächerlich, als man sich vielleicht einbildet. Ich habe ihn von einem Bauern gelernet, und noch dazu von einem solchen, der ein Leibeigener eines gewissen Edelmannes ist, und also wahrscheinlicher massen, sehr arm ist. Diese zwey Eigenschaften, ein Bauer und arm zu seyn, sind gemeiniglich aus einem närrischen Vorurtheil, Gründe oder Beweise der Dummheit, und daher hat die Wahrheit meines Satzes, auf den ersten Anblick ein schlechtes Ansehen, denn was kan mir, nach dem Urtheil der allzuklugen Menschen, ein Bauer, und überdass ein armer Bauer wohl vernünftiges sagen? Ist es wohl möglich? Allerdings. Ich will es durch die folgende kurze Erzählung, deutlich machen. Ich war auf dem Lande und gieng an einem Morgen, frühe auf den Feldern umher und belustigte mich mit unterschiedlichen Betrachtungen über die Ordnungen und Vortreflichkeiten der Natur. Ich erblickte einen Bauern, der ohnweit von mir, mit seinen Pferden auf einem Acker arbeitete. Es regte sich eine Begierde in mir, mit diesem Manne zu sprechen, ich ging zu ihm, wünschte ihm einen
 D guten

guten Tag und Glück zu seinen Berrichtungen. Der Baur bedanckte sich und zwar mit einer solchen Mine, die mir etwas besseres von seiner Vernunft versprach, als man sonst von den tölpischen Eigenschaften vieler Bauern vermuthen kan. Ich fragte ihn also um ein und andere Dinge, den Ackerbau betreffend, und fürwahr, ich erhielt solche bescheidene und vernünftige Antworten, daß ich ohne Ubereilung schliessen konnte, dieser Baur rede weit verständiger, als mancher, der sich auf eine zehnmahl gelesene und zehnmahl nicht verstandene Logick, ich weiß nicht wie viel einbildet. Der gute Mann erklärte mir alles in der schönsten Ordnung, welches das vornehmste Stück eines Gespräches ist. Nachhero machte er mir auch einige Merckmahle seiner Arthemuth bekannt, und da er mir seine hölzerne Schuhe wies, sagte er dabey: Vorzeiten dauerten sie länger, denn man schlug einige Nägel darunter, jeko aber ist es nicht mehr Mode. Kaum hörte ich dieses Wort, so begehrte ich von ihm zu wissen, was er unter diesem Wort, Mode, verstünde. Er entschuldigte sich hierauf mit einer natürlichen Niedlichkeit und antwortete: Ich habe mein lebetage nichts von der Mode gelernt, ich weiß auch nicht recht, was sie für ein Ding ist, es muß etwas seyn, das bald so bald anders ist. Ich komme manchesmahlen zu meinem Gebatter, dem Küster, und wenn auch von ohngefehr unser Herr Magister bey ihm ist, so höre

Höre ich wohl, daß sie öfters Mode sagen, und neulich sagte der Küster, ganz zornig zu ihm: Mein, Herr Magister! das geht durchaus nicht an, ich kan nicht so lange singen, es ist auch niemahls Mode gewesen; was nun mein Gebatter damit gemeynet hat, weiß ich nicht, ich denke zum wenigsten, Mode sey Mode. So sprach der Baur: Wäre nun der Herr bey mir gewesen, so hätte er ohnezweiffel überlaut gelachet, und mir in die Ohren geschryen: Hören sie den dummen Teufel; Ist das eine Antwort eines vernünftigen Menschen? Ich geberdete mich aber bey Anhörung dieser Antwort, als ob ich auf das vollkommenste damit zu frieden wäre, wie ich auch würcklich war, denn der Baur redete nach seinem Vermögen und nach einer Beurtheilungskraft, die sein eigen war, und die er nicht erst aus einem Schulbuche lernen mußte; Inzwischen, da ich mich wegen der verfloffenen Zeit, nicht länger bey dem Bauren aufhalten konnte, verließ ich ihn und gab ihm etwas zu einem Franck Bier, worauf er mir auf das erkenntlichste danckte, und nachrief: Wolle Gott! daß dieses Mode wäre. Diese letzteren Worte machten mich aufmercksam, und gaben mir Gelegenheit, auf folgende Gedanken zu gerathen: Der Baur beschreibet mir die Mode als eine Mode, und gibt mir hiemit eine Erklärung ohne Erklärung. Wie aber, wenn ich den Herrn Doctor B. der ein vollkommener Philologus seyn will,

D 2

um

um eine Erklärung des Wortes, Mode, ersuchen wollte, würde er nicht etwan mit der größten Höflichkeit, und mit einem bedächtlichen Ansehen, willfährig seyn, und eine ganze Etymologie, nach unterschiedlichen zusammengestickten Sylben aus fremden und gar arabischen Sprachen dahermachen, vielleicht den Ursprung des Wortes aus Egypten herleiten und endlich mit einer aufgeheiterten Stirn, als ein Überwinder der Buchstaben, den langsamen Ausspruch thun; Mo de heißt ei ne Art ei nes Din ges. Jedoch, der Herr Doctor mag es hiemit nach seiner Sprachlehre so gut gemacht haben, als es immer scheint, so muß ich doch einwenden, daß es mit dem Wort-Verstande nicht überein kommt. Das Wort, Mode, wird heutiges Tages zu hundertley Dingen gebraucht, die nicht die mindeste Verwandtschaft mit seiner Bedeutung haben. Irre ich etwan, wenn ich vielmehr sage, das Wort, Mode, ist eine Benennung menschlicher Handlungen, die in der Übung sind? Ich zweifle, und will es kürlich beweisen. Zuvor aber muß ich gestehen, daß der vorerwehnte Baur so künstlich ist, und mit seinen einigen drey Wörtern, Mode ist Mode, eben das, in der Geschwindigkeit saget, was andere mit vielen Worten nach der Reihe dencken, hierinn bestärcket mich, des Bauren letzter Nachruff; Wollte Gott! daß dieses Mode wäre; Das heißt eben soviel, als ob er gesagt hätte, einem Bauren ein Trinctgeld
zu

zu geben ist keine menschliche Handlung, die in der Übung ist und eine menschliche Handlung, die nicht in der Übung ist, ist nicht Mode. Und gewiß, das Wort, Mode, ist in heutiger Zeit, das beste Wort in der Welt. In älteren Zeiten hat man jedes Ding bey seinem rechten Nahmen genennet, und wenn einige Veränderungen oder Erfindungen verschiedener Sachen zum Vorschein gekommen, so hat man dieselbe, neue Moden titulirt, welcher Nahme auch mit seinem Beywort, vollkommen mit der Bedeutung übereinstimmte. Da aber nachgehends fast täglich, veränderte oder neuerfundene Dinge entstehen, so hat man, entweder aus Nachlässigkeit, oder aus Gewohnheit, oder aber um beliebter Kürze willen, das nöthige Beywort, neue, ausgelassen, und diese Dinge nur schlechtweg, Moden genennet, ja es sind so gar andere Dinge, wozu sich dieser Nahme im geringsten nicht schicket, doch damit belegt worden. Und eben daher, kan es auch gekommen seyn, daß das Wort, Mode, auf so mancherley Weise gemißbraucht worden, daß es vielen Menschen lächerlich, ärgerlich und verhaßt ist. Die Ursachen können dazu diese seyn. Es hat einige unverschämte Leute gegeben, welche allerhand Dummheiten, Narrheiten und Laster an sich haben blicken lassen, und alsdenn gemeynt, sie seyen deswegen schon entschuldiget, wenn sie nur sagten; so ist es Mode: Unverständige Leute haben auch alle Dinge, die ihnen

entweder unbekannt waren, oder nicht gefielen, sogleich, Moden genennet, und nach ihrer Meinung ein Schimpf-Wort darunter verstehen wollen. Eigensinnige Köpffe, die ihre Leidenschaften nicht nach den gewöhnlichen und klugen Ordnungen biegen wollen, glauben, die beste Vertheidigung ihres halstarrigen Willens zu haben, wenn sie behaupten: So ist es Mode. Einfältige oder murrische Gemüther, die an den Kleidungen so vieles auszufehen finden, und worunter einige nur deswegen darüber böse sind, weil ihrem trägen, ungelencken, dünnen oder ungestalten Leibe kein nettes Kleid anstehen will, nennen alles Mode, was ihnen an den Kleidern, ohne die wahre Ursache zu wissen, mißfällt. Die gute alte Frau Bonifacia lobte neulich jemand, daß er keine Duppe fünf Zoll hoch, keine Peitsche am Genicke, die bis an die Baden reicht, keine Schuhschnallen, die man zu Pferd-Geschirren gebrauchen könnte, keine Aufschläge an den Ermeln des Rockes, die den ganzen dritten Theil der Person bedeckten, keinen langen Stock, mit einem Knopf in Form eines Horns, oder eines Drachen, oder Fisches oder Sphynxen, welchen man im Nothfall für eine Krücke unter die Arme nehmen dürfte, keine dicke Bürste vom Untertheil der Niederkleider und vom Obertheil der Strümpfe, und was dergleichen mehr hätte, allein so viele Hochachtung man auch gegen diese alte Frau, wegen ihrer besondern Tugenden und wegen ihres Standes

Des

des haben kan, so hat sie doch mit ihrem Lobe, den Gelobten zu keiner Danckbarkeit dafür reitzen können, denn er sagt, alle diese Moden, die sie narische Moden nennet, seyen in seinen Augen gleichgültige Dinge, die weder eine Person noch eine Stadt verschlimmern, besonders wenn man diese Moden nicht mit dem Schaden seines Beutels oder gar mit deshalben gemachte Schulden mache. Man könne in diesem Fall jedem seine Freiheit lassen, und nur wünschen, daß keine Ausschweifungen daraus folgen; diese Gedancken sind richtig, ich setze dazu: Man träget jetho sehr hohe und breite Hüte, und Manschetten, einer Viertel Ellen lang, thun aber die erstere nicht eben die Dienste eines Parasols bey Sonnenschein oder Regentwetter, und bedecken die andere nicht manche ungewaschene und kräkige Hand, ohne zu sagen, daß man die Handschuh dabey erspart? Wenn man ja auf die Moden schelten will, so schelte man auf diejenigen, die man Mode nennet, und sind keine. Ich nehme hier das Wort, nach dem Verstande seiner Bedeutung, für eine Art oder Weyse eines Dinges.

Ein Scribent, der in seinen Vorreden tausend Herrlichkeiten verspricht, und einen das ganze Buch durchlesen läßt, ehe man nur eine findet, oder der so hoch schreibt, daß man ihn gar nicht, oder höchstens mit Mühe verstehet, und der damit suchet bey dem Pöbel gelebrt zu heißen; ein anderer, der alles aus Büchern schreibt, ohne

geschickt zu seyn, solche Arbeit mit Nutzen oder mit Anständigkeit zu thun, oder der auf einem Blatt drey-mahl einerley saget, und sich lauter Tautologien bedienet, oder der als ein Pickelhäring lustig schreiben will, und die Leute zum Lachen bewegt, nicht wegen seiner scherzhaften und artigen Einfälle wegen, sondern wegen des wunderlichen Vortrag seines Geschwäzes; solche Schriftsteller sind in der Mode: sie üben aber keine Art, die einem Scribenten anstehet.

Priester, welche auf den Kanzeln entweder ihre Predigten aus vollem Hals, in gleichem Thon, eben wie ein Schulkind seine Lektion, daher schreyen, oder die Augen immer zur Erde halten, aus lauter Demuth und Sanftmuth so stille reden, daß man fast kein einiges Wort vernehmlich hören kan, oder die nach Zinzendorffianischer Mode, alle Augenblick, recht zum Mißbrauch, den Mahmen eines Zuckersüßsen und Honigreichen Jesuleins im Munde führen, alle diese bedienen sich auch einer Mode, die bey den Zuhörern weder Kraft noch Geschmack findet, die ohne Zweifel den männlichen Predigten der Apostel sehr unähnlich sind, und die manchen Menschen, der nach einer guten Predigt hungerig ist, zum Wunsch treiben, was in den Posten der Nieder-Sachsen, im dritten Theil, p. 303. J. S. Horn sehr artig schreibet:

Ach! änderte sich auch theils Prediger Methode!
Ach! würde wiederum der Doctor Luther Mode!

Die

Die Unbarmherzigkeit der Eltern gegen ihre Kinder, wenn sie dieselben aus Begierde zu Geld, Ehre oder Bequemlichkeiten, an Personen verheyrathen, von denen sie zweifeln oder versichert seyn können, daß keine glückliche Ehe zu erwarten, und das hingeebene Kind ein Opfer ihres boshaften Willens sey. Das stolze Bezeugen der Kinder gegen ihre Eltern, woraus Verachtung, Ungehorsam und Muthwillen entsteht. Die Gewohnheit vieler Handwercksleute, Künstler und Kaufleute, welche, weil sie alle Moden mitmachen wollen, ihre Mitbrüder auf eine ausnehmende Weise, übersehen müssen. Die Hoffart und Faulheit der Diener und Mägde. Die täglichen Spazierfahrten der Leute, die nicht viel Geld haben. Allerhand Kunstgriffe, die Gesetze eines Landes zu hintergehen. Die schalckhafte Falschheit vieler jungen Mannspersonen, welche das Frauenzimmer mit heuchlerischem Rühmen verführen. Alle diese Handlungen sind schädliche Moden. Und wenn gleich in vergangenen Zeiten diese oder jene schon bekannt gewesen, so sind sie doch nicht so häufig im Schwang gegangen. Man muß disfalls nicht alles nach seinen eigenen Grillen bejahen oder verneinen wollen. Die Alten Leute sind nicht gleich Lügner oder Narren, wenn sie öfters die Zeiten ihrer Jugend in verschiedenen Umständen den jetziaen vorziehen und loben. Es hat oft grosse Wahrscheinlichkeit, was sie sagen, und unter vielen Veränderungen

D 5

tan

Kan man es auch daraus abnehmen, daß die Eltern heutiges Tages, ihren Kindern, bey weitem nicht so viel Ersparthes oder redlich Verdientes nachlassen, als ihnen ihre Eltern nachgelassen haben. Die Aufrichtigkeit der Gemüther ist auch nicht mehr so allgemein, wie ehedem. Die Frey-Geister waren damahls auch nicht so zahlreich, wie jetzt u. s. w.

Ausser diesen ernsthaften Moden, die billich abzuschaffen sind, gibt es auch andere, die zwar keinen allgemeinen Schaden bringen, aber doch an sich recht lächerlich und thöricht sind, und daher auch solten vermieden werden.

Ein gewisses Frauenzimmer, die in der ganzen Stadt für eine sehr galante Person gehalten wird, kam neulich an ein gewisses Ort, eine Visite abzulegen, wo ich eben auch war. Ich betrachtete sie vom Kopf bis auf den Fuß so genau, daß sie endlich zu mir sagte: Heute werden sie keinen zer-rissenen Eventail bey mir sehen, wie jüngstens, da sie sagten, ich solte mit dergleichen zerstückten nicht in Visiten herumfahren. Ich erwiederte aber. Nein, heute ist alles recht galant an ihnen, Spitzen, Bänder, Kleid, Foliën und so weiter läßt ihnen unvergleichlich, ihr schönes Gesicht gefällt mir auch recht wohl, nur eines habe ich auszusprechen, bey so vielen Lobsprüchen muß ich etwas tadeln. Es ist recht heßlich, daß sie einen Bart, halb von Schnupstoback und halb von der Feuchtig-keit aus der Nase vermischt, auf ihre artige Lippen

pen sehen. Hierüber erröthete zwar die gute Frauenzimmer, sie sahe mich mit einem gezwungenen Lächeln an, und antwortete: Ey! mein Herr, sie verstehen es nicht, das ist Mode.

Ich sahe einstens, da die Leute aus der Kirche kamen, daß ein junger Mensch mit einer alten Frauen, und hinter diesen ein alter Mann mit einem jungen Frauenzimmer kam, und in einer Miet-Gutsche davon fuhren. Ich saate deswegen zu jemand, der neben mir stand: Sind diese zwey Paar, Ehe-Leute oder Braut-Leute; so sind sie ungereimt gepaart. Ich vernahm aber, daß das erste Paar der Sohn mit der Mutter, und das andere der Vater mit der Tochter war, ich wunderte mich, und der Herr, der mit mir sprach, erwiderte, das ist also die Mode.

Eine gewisse Person wolte ohnlängst einen geblümten seidenen Stof zu einem Kleide kauffen, sie fuhr zu dem Ende in etliche Kauf-Gewölber, allein da sie jeden der Kauf-Leute nach der Mode fragte, so sagte der eine, die grossen Blumen sind nun Mode, ein anderer sagte, die kleinen Blumen sind Mode, dieser schwur, der weisse Grund wäre Mode, und der andere fluchte auf die Mode des dunkel-färbigten Grundes. Die Person, welche wohl sahe, daß ein jeder dieser Verkäufer, dasjenige Mode nannte, was er hatte, wurde so verwirrt und unwillig, daß sie endlich gar nichts kaufte.

Sind

Sind dieses nicht wunderliche Moden? Sie erstrecken sich aber auf mehrere Dinge. Wir sehen leblose Dinge von Holz, Stein, Silber, Gold und Metall u. s. w. nach der Mode. Diese können ihre Nützlichkeit haben, und öfters mit Bequemlichkeit, Nutzen und Zierde verbunden seyn, jedoch haben wir auch Pflanken und Bäume, Hühner und Tauben, Hunde und Katzen, Pferde und Esel, nach der Mode, ja man isset und trincet nach der Mode, man arbeitet und schläffet so gar nach der Mode. Ohngeachtet es nun einen sehr scharfsinnigen und unpartheischen Geist erfordert, wenn man von allen diesen Moden ein Urtheil fällen und entscheiden will, welche davon abzuschaffen oder beyzubehalten sind, so glaube ich doch, hiemit dargethan zu haben, daß das Wort, Mode, in einem falschen Verstande das gebräuchlichste Wort seye, von vielen zu vielem, eigenmächtiger und ungereimter Weise angewendet werde, und bald die Bedeutung eines Ruhmes, bald aber die Bedeutung eines Schimpfes seyn müsse.



Schrei-

Schreiben eines Verliebten, und die Antwort darauf.

J. C. Günther.

Schreibt, Ehoren! der Natur, Gesetz und Ordnung vor;
Und leßt ein Mägdechen aus, und spricht: die muß ich
lieben

Der Weise vor sich, lacht der Unruh und der Hoffen,
Womit sich ein Phantast das Kreuz zur Heyrath schnitzet.
O Ehoren, brennt doch nicht in ungewissen Flammen,
Denn, was sich paaren soll, kommt wunderlich zusammen!



Crispinus, der von vielen Leu-
ten, für einen Menschen ge-
halten wird, welcher die Ge-
setze der Klugheit nicht nur
weiß, sondern auch ausübet,
vergieng sich doch so sehr, daß er vor einiger Zeit
folgenden Brief an seinen guten Freund in
schrieb.

Mein Herr ꝛc. ꝛc.

Es sind bereits zwey Jahre, als ich die Ehre hat-
te, mein letztes Schreiben an Sie abzulassen,
und darinnen wegen unserer in
Freundschaft eine kleine Erinnerung zu thun. Ich
habe auch darauf Dero gütige Antwort erhalten,
meine überhäuften Geschäfte aber verhinderten
mich, den angenehmen Briefwechsel fortzusetzen,
und da mir ohnehin bewußt ist, wie Mein Herr
ohne

ohne mich genug zu thun haben, so hoffe ich desto eher entschuldiget zu seyn. Ich würde Ihnen auch mit diesen Zeiten nicht beschwerlich fallen, wenn ich mich nicht eines guten Rathes bey Ihnen erhohlen wolte. Sie kennen die Jungfer Sardelie, und wissen, wie schön, wie jung, wie reich und wie galant sie ist. Eines Tages befande ich mich in einer Gesellschaft, wo sie auch war, und da hatten wir beyde Gelegenheit, ohngefehr alleine an einem Fenster zu stehen, und mit einander in aller Stille zu sprechen. Anfänglich führten wir lauter indifferente Discurse, weil ich aber schon lange her die Gedancken auf sie richtete, und wünsche, sie zu meiner Ehfrauen zu kriegen, der mündlichen Entdeckung hievon aber, stets Ort und Zeit gemangelt, so fassete ich damahls den Muth, ihr meine Meynung rund heraus zu sagen. Jungfer Sardelie hörte kaum den zehenden Theil davon, als sie schon von mir wegeilte, und sich zu der ganzen Gesellschaft begab. Mein vorgehabtes Liebes-Gespräche wurde also von ihr selbst unterbrochen, und ich war, die Wahrheit zu gestehen, darüber sehr bestürzt, endlich gedachte ich, daß kein Baum auf den ersten Streich falle, ohngeachtet mein erster Streich nicht einmahl einhaute, und daß es besser wäre, dieser Sache einer andern gelegenen Zeit heimzustellen. Unter diesen und mehreren dergleichen Betrachtungen war mir dennoch das Schicksaal denselbigen Abend noch günstig, denn es traf mich das Vergnügen,
die

die reizende Sardelie in meinem Wagen nach Hause zu begleiten. Ob ich nun bey dieser Fahrt geschwiegen oder gesprochen, kan mein Herr leicht errathen. Genug, daß mir auf alle meine Vorstellungen entweder nichts oder kaltsinnig geantwortet worden. Wir naheten ihrem Hauß, ich half ihr aus dem Wagen, und führte sie die Treppe hinauf; weil sie mich aber wieder mein Wünschen und Hoffen, nicht bat, in ein Zimmer zu treten, und länger bey ihr zu bleiben, nahm ich meinen Abschied, und sagte ihr zu guter Letzte, auf Französisch, damit es ihr herumstehendes Gesinde nicht verstehen sollte: Je serai jusqu'à ma mort votre treshumble Valet. Sie erwiederte dieses aber allein mit dem Nachruf: Ich bedanke mich für ihren Wagen. Ich kehrte hierauf in meine Wohnung zurück, und überlegte diese Zufälle, so gut als es mir die Verwirrung meines Gemüthes verstaten wolte. Bald bedachte ich ihre Unempfindlichkeit, welche mir die Erreichung meiner Absicht sehr schwer machte. Bald aber tröstete ich mich wieder mit der Hofnung, ich würde endlich dieses hartnäckige Frauenzimmer, durch die Länge der Zeit und durch meine fernere Bemühungen erweichen können. Vier Tage verstrichen, ehe ich mich zu der Art eines neuen Versuches meines Glückes, entschliessen konte. Endlich machte ich einen Brief an sie, und überschickte ihr denselben. Aber, welche erstaunliche Sprödigkeit! Sie schickt mir den Brief ohneröffnet zurück,

rück, und läßt mir dabey sagen: Sie wüßte den
 Inhalt schon, sie könnte aber disfalls nichts zu
 meinem Vergnügen beytragen. Ich grämte mich,
 wie leicht zu erachten, über dieses verächtliche Ver-
 fahren, zimmlichermassen und mit Billigkeit, als
 ich aber die Eigenschaften einer hochmüthigen
 Schönen reiflicher erwogte, und muthmassete, sie
 hätte mein Schreiben deswegen nicht angenom-
 men, weil ich dasselbe durch meinen Diener über-
 bringen ließ, so gieng ich selbst persönllich in ihr
 Haus, und ließ mich bey ihr anmelden. Ich
 schmeichelte mir hiebey so sehr, Jungfer Sarda-
 lie würde so höflich seyn, und mich ohne Zustand
 vor sich kommen lassen, daß ich schon voller Freu-
 den auf eine herzrührende Anrede studirte, jedoch,
 ein nasenweises Cammer-Mägdchen kam zu mir
 heraus, und sagte mit einer spöttischen Miene: Ihr
 re Jungfer wäre erst kürzlich vom Bette aufge-
 standen, und noch nicht angekleidet, es seye ihr
 dahero ohnmöglich einen Besuch anzunehmen.
 (Mercken Sie, mein Herr! ob dieses eine Wahr-
 heit gewesen, es war zwey Uhr des Nachmittags,
 als ich dahin kam.) Was solte ich aber nun thun?
 ich gieng traurig und beschämt hinweg, und ließ
 ohngefehr acht Tage voller Bekümmerniß vor-
 beystreichen. Nach diesen schickte ich meinen Die-
 ner aufs neue zu ihr, und ließ anfragen, wann es
 der Jungfer Sardelie gelegen wäre, daß ich mei-
 ne Aufwartung machen dürste? Mein Kerl kam
 wieder zurück, und zwar, mit der artigen Antwort:
 So

So oft ich die Begierde hätte, ihr die bewußte Visite zu geben, so oft würde sie unpäßlich oder nicht zu Hause seyn müssen. Auf ein so unfreundliches Compliment würde mancher verdrießlich worden seyn und sich nicht ferner um ein solches unhöfliches Frauenzimmer bekümmert haben. Allein, meine unbeschreibliche Neigung zu dieser Person, machte mich dergestalt gedultig, daß ich mich vielmehr bemühte, noch ein Mittel und zwar nach meiner Meinung, das Beste zu ergreifen. Ich ersuchte nemlich eine meiner Baasen, welche öfters zur Jungfer Sardelie kommt, diese Commission auf sich zu nehmen und meinewegen die zärtlichsten und nachdrücklichsten Vorstellungen bey ihr zu machen, zu welchem Ende ich auch meiner Baase, die dazu geschickteste Worte in den Mund legte. Diese Frau war mir auch so geneigt mit der Willfährigkeit, und so getreu mit dem Geschäfte selbst, daß sie mir nach kurzer Zeit, folgende Nachricht von ihrer Berrichtung ertheilte: Die Jungfer Sardelie hätte nichts extra an mir auszufehen, allein, sie könnte mich durchaus nicht leiden, und wenn ich auch gleich einen Mogolischen Reichthum besäße oder so mächtig wäre, sie zu zwingen, so könnte sie mich doch niemahls lieben, ich solte mir also die Gedancken zu ihr vergeben lassen und sicher glauben, daß sie eher Speise und Franck meiden würde als mich Heyrathen. Diese so deutliche Erklärung, und die noch übrige besondere tröstliche

E

Ber

Versicherungen meiner Baase, daß die Jungfer Sardelie keinesweges anderes Sinnes werde, setzen mich in einen so grossen Mangel der Rathschläge, daß ich mir nicht zu helfen weiß. Ich habe demnach das Vertrauen zu meinem wertheften Herrn genommen und ihnen die ganze Sache Haar-Klar entdecket, unter der Hoffnung; sie werden so gutia seyn und mir mit einem guten Rath, wie ich mich etwan weiter in dieser Sache verhalten soll, an die Hand gehen. Sie sehen, wie sehr mir die Sehnsucht, die Jungfer Sardelie zu besitzen, am Herzen liegt. Sagen sie mir, ihre Meinung darüber und NB. ohne Schmeicheley. Ein grosser Theil meiner zeitlichen Wohlfart beruhet darauf. Ich werde zur Danckbarkeit, von nun an bis an meine letzte Stunde, ohnveränderlich seyn

Meines Herrn

gehorsamster Diener

Crispinus.

P. S. Noch eins. Es scheint mir unmöglich, diese lebenswürdige Jungfer Sardelie in andern Armen zu wissen, ich würde alles, was ich könnte, daran wenden, nur daß ich sie heyrathen dürfte, und gegen meinen Herrn gesagt, sofern ich ihren Stolz damit vergnügen könnte, wenn ich ein paar Stunden lang vor ihr auf den Knien liegen und sie um das Ja-Wort mit solcher Demuth bitten sollte, ich würde mich dazu bequemen, so sehr liebe ich sie &c. Dies

Dieser Brief, welcher nach meinem Bedüncken, die berühmte Klugheit des Herrn Crispinus sehr zweiffelhaft machet, ist also beantwortet worden.

Mein Herr!

Sie geben mir zu einer aufrichtigen Antwort, auf ihr erhaltenes Schreiben, so grosse Erlaubniß, daß ich nach dero eigenem Begehren, ohne die geringste Schmeicheley schreiben will. Und ich kan mich, in Betrachtung einer wahren Freundschaft, die eben also reden soll, wie sie es im Herzen meynet, ohnmöglich enthalten, ihnen gleich anfangs gut teutsch heraus zu sagen, daß ich so lächerliche Schwachheiten nimmermehr von ihnen vermuthet hätte. Sie und ihres gleichen sind Ursachen, warum das Frauenzimmer dem Männlichen Geschlechte, öfters mit Hochmuth und Verachtung begegnet. Es können einige Liebhabere so unbescheiden und niederträchtig seyn, daß eine kluge Schöne, mit Gewalt, ihre Ruhe suchen muß. Es ist wahr. Die Jungfer Sardelie besizet alle Eigenschaften, welche einen Freyer locken können, allein sie hat keine Liebe zum Herrn Crispinus, dieser ist ihr verhaft. Dieses ist eine wichtige Hinderung zum Heyrathen. Die Erklärungen ihres verliebten Herzen könnten nicht überflüssiger seyn. Glauben sie aber, daß wenige Ehen geschlossen würden, wenn jederman ihre zwey ersie Mittel beobach-

ten müßte. Sie haben ihre Begierde zu unachtsam entdeckt und zu plötzlich zu vollführen gesucht. Und gesetzt auch, daß man viele Exempel hat, wie manches Paar in einer ehrbaren Versammlung so bekannt mit einander geworden, daß nachgehends ein Ehe-Paar daraus wurde, so setzt doch ein solcher Zufall eine beyderseits übereinstimmende Neigung voraus. Von dieser aber finde ich nicht die geringste Spuhr in ihrer Historie. Hätte die Jungfer Sardelie ein einiges Füncklein der Gegen-Liebe empfunden, meinen sie nicht, sie würde ihnen zum mindesten am Fenster zugehöret oder alsdenn ihr überschicktes Schreiben angenommen haben? Ich bedauere meinen Herrn, daß sie ihre Leidenschaft nicht besser bezäumen können. Sie sind so hönisch tractiret worden, daß es fast nicht ärger seyn kan, und dennoch wollen sie auf eine Gewogenheit hoffen. Solte wohl ein Mensch, der sich seiner Vernunft behörig bedienet, eine Person, welche ihm auf das Höchste entgegen ist, lieben können und gar verlangen, bis in den Tod mit ihr zu leben? Ich halte dafür, es seye sehr schimpflich, wenn man einem Frauenzimmer, die gerade heraus sagt, ich kan dich nicht leiden, ferner nachstrebet. Die fernere Nachstrebung ist kein anständiger Versuch zur Aenderung eines Gemüthes, es ist vielmehr ein Eigensinn, wodurch das harte Herz des Gegenstandes nur verhärteter wird. Was mir aber bey ihrer Freie-

rey am abgeschmacktesten vorkömmt, ist der wunderliche Vorsatz, noch verächtlicher zu werden. Sie wollen nemlich vor ihrer grausamen Dulcimene einen Fußfall thun und, so zu reden, um den Korb bitten. Sind diese Possen aber, nicht würckliche Nachahmungen der Abentheuer des Don Quixotte, dessen erdichtete Lebens-Geschichte sie in meiner Gesellschaft so oft gelesen, und welchen Ritter sie, um seiner ungereimten Thorheiten willen, so oft ausgelachet haben. Bey einer solchen Begebenheit würde eine großmüthige Jungfer Sardelie, nicht zur Gegenliebe bewegt werden, sondern vielmehr denken, der Herr Crispinus habe den Verstand zu Hause gelassen. Ein verständiges Herze wird durch dergleichen Alfsanzereyen nicht rege gemacht. Ich habe ihnen schon einmahl gesagt, wie die reine Liebe beschaffen seyn müsse. Sie haben auch meinen Meinungen hierinnen Beyfall gegeben. Dencken Sie aber denselben ichto nach und vergleichen sie solche mit ihrem Bezeugen, ich zweiffe nicht, es wird ein grosser Unterscheid heraus kommen. Nach meinem Begriff kan ich nicht einmahl schliessen, daß sie die Jungfer Sardelie lieben. Ich urtheile, es seyen nur äusserliche Umstände, die ihnen den Grund zu einer gewissen Art der Halsstarrigkeit geleyet haben. Ich kan mir nicht einbilden, daß sie sich bemühet haben, die Eigenschaften der Seele dieses Frauenzimmers, zu erforschen. Vielleicht verführet sie

sie nur der wichtige Umstand einer Elternlosen
 Eigenthümerin so vieler schöner Güter, oder die
 Anmut eines blühenden Alters, oder die Schön-
 heit der weissen Glieder? Prüfen sie sich deswe-
 gen. Ich will auch den unglaublich-scheinenden
 Fall sehen, daß sie endlich Jungfer Sardelic
 heyrathen und alle diese schöne Sachen mit ihr
 bekommen, haben sie aber auch zugleich die Ur-
 sachen einer angenehmen Ehe? Wobey sie nicht
 die Harmonie der Herzen erlangen, so müssen
 sie für die empfangene Herrlichkeiten entweder
 stets Schuldner bleiben, oder ein Equivalent
 dagegen verschaffen. Was wollten sie aber
 wohl dagegen geben? Sie haben nichts als ihre
 Person und ihren Reichthum, und von diesen
 verlangt man nicht das geringste. Wenn also
 Jungfer Sardelic durch meinen Herrn zur Frau
 würde und der Friede im Ehestande seyn solte,
 so müßten sie die vorhin freywillig-erwiesene Un-
 terwerffung erhalten, zu allem was ihnen miß-
 fallen könnte, stilleschweigen und nicht einmahl
 sauer sehen. Der Vorwurff einer erzwungenen
 Heyrath würde unaufhörlich in ihren Ohren gel-
 len. Es würde heißen, dieses und jenes ist mir
 versprochen, diese und jene Freiheit ist mir selb-
 sten angeboten und zugestanden worden. Ihre
 Frau würde mit allem Rechte die Erfüllung die-
 ses mündlichen Contractes begehren. Warum
 haben sie ihr Dinge versprochen, die sie nicht
 einmahl gefordert hat? Oder schmeichlen sie sich,
 das

das gute Kind alsdenn erst zu den Pflichten einer Ehe-Frauen abzurichten, wann sie in ihren Händen ist? Hierinnen irren sie sehr: Ohngesachtet ich wahrscheinlichermassen dafür halte, daß manche Ehe-Frau vom Anfang ihrer Ehe an und immerfort ihre Pflichten gegen den Mann, mit aller Ehrerbietigkeit ausüben würde, wenn der Mann auf seiner Seite auch allemahl das thäte, wozu er gegen seine Gattin verbunden ist, so ist doch in diesen Fällen das Weibliche Geschlecht weit schlauer als das Männliche. In den ersten Wochen der Ehe, werden den neuen Frauen aus ungereimter Liebe, so viele Freiheiten erlaubt, wovon sie hernach mit einer unvermerklichen Verschlagenheit, Gelegenheit nehmen, eine Gewohnheit derselben auf alle Wochen zu machen. Ich glaube also, Jungfer Sardelie würde ihnen weder in der ersten noch zweyten noch in den folgenden Wochen nachgeben und ihnen ihren Willen lassen. Sie wird niemahls so verliebt in meinen Herrn seyn, daß sie ihnen soviel sollte zu gefallen thun, und den Scepter des Deconomischen Reichs von sich legen. Wolte aber mein Herr seinen Willen gar mit Gewalt vollziehen und ihnen ihre Frau mit Macht unterthänig machen, so handeln sie dabey nicht nur wieder alle Gerechtigkeit, denn Jungfer Sardelie wäre ja nicht in einer löblichen und geziemenden Ordnung ihre Ehe-Frau worden, sondern sie würden auch keine andere Früchte,

E 4

als

als einen Abscheu vor ihnen, Zorn, Haß, Sehnsucht zur Rache und die elendesten Lebens- Tage davon zu gewarten haben, der unausbleiblichen öffentlichen Schande über ein so unziemliches Verfahren nicht einmahl zu gedencfen. Verzeihen sie, daß ich mit dieser Kühnheit mein Herz gegen sie ausleere, ich habe mich einer Weitläufigkeit bedienet, damit sie sehen, wie redlich ich gegen sie gesinnet seye. Sie können auch aus diesen Zeilen leichtlich erachten, daß ich die Fortsetzung ihrer Liebe für undienlich erachte und meinen Herrn für sehr klug ansehen werde, wenn sie die Jungfer Sardelie aus dem Sinne schlagen; und so sie ja heyrathen wollen, wie sie auch ihren eigenen Einkünften nach wohl können, so erfreuen sie eine tugendhafte Tochter hübscher Eltern, die lieben kan, und wenn diese ihnen auch nichts anders als einen gesunden Leib, eine edle Seele und einen guten Nahmen mitbringt, so werden sie mit ihr weitvergnügtere Stunden zehlen als mit einer andern, welche zwar das Capital vermehret, hingegen aber sich die Verwaltung über ihren Mann und dessen Casse anmasset. Dieses ist meine aufrichtige und freundschaftliche Meinung. Kan ich ihnen in mehrerem zu Dienste seyn, so versichern sie sich, daß ich allezeit seyn werde
 Meines Herrn

getreuester Freund
 Theodosius Schwarzbart.

Ge

Gedanken von den Belustigungen im Sommer.

1745. im Brachmonat.



n denenjenigen Monathen, da die Bäume mit Blätter und Früchten, die Erde mit Blumen, Gras und Kräutern, und der Himmel mit einer langen Gegenwart der Sonne pranget, in diesen Monathen, sage ich, ist die angenehmste, gesündeste und nützlichste Zeit des Jahres. Diese Vortheile läugnet auch niemand, wenn man ihn darum fraget. Allein, obgleich dieses Bekännniß durchgehends gehöret wird, so darf ich mich doch vollkommen überzeugen, daß unter tausend Menschen kaum funfzig sind, welche diese schöne Zeit recht gebrauchen, den Werth davon einsehen, ihren Ursprung und Endzweck in Erwägung ziehen, und sich mit einer demüthigen Bewunderung und Dancksagung zum Schöpfer wenden. Die Gewisheit dieser Wahrheit ist uns so nahe und so klar vor den Augen, daß wir nicht anders, als mit Nachlässigkeit oder mit Muthwillen blind seyn müssen, wo wir dieselbe nicht erkennen wollen. Wir dürfen den größten Theil der Menschen nur in zwey Classen eintheilen. Die erste Classe von diesen Leuten bestehet aus

E 5

folgt

solchen, welche bey allen vier Zeiten des Jahres ein gleichgültiges Herze besitzen, und keine andere Empfindung, als die Empfindung der Hitze und des Frostes haben. Sie deuten ihre Erkenntniß der Zeiten durch nichts anders an, als durch ein ungedultiges Murren über eine beschwerliche Wärme oder über eine grausame Kälte. Ubrigens ist es ihnen einerley, es mag schneyen oder regnen, Nebel oder Sonnenschein seyn, sind sie nur in ihren Zimmern, ohne Mangel der genugsamen Versorgung ihres Leibes, und ohne Hinderniß ihrer beliebten Handlungen, so bekümmern sie sich weiter um nichts, und sie sehen ein grünes Feld, einen Getreid-vollen Acker, und einen schattichten Wald, eben so unaufmerksam an, als das Vieh dieselben ansiehet. Die andere Classe ist nicht so träge, sie macht sich lustig, die Menschen darinnen, gehen, fahren und reiten spazieren, sie besuchen die Gärten, und nach ihren Umständen halten sie sich auch einige Wochen auf dem Lande auf. Wer sollte nun nicht meynen, daß diese Leute sich der schönen Jahres-Zeiten vollkommen theilhaftig machen? aber nur gemacht; man sehe zuvor, auf welche Art sie sich dieses Vergnügens anmassen. Sie thun auffer der Stadt eben das, was sie zu Hauße thun könnten. Hier ist ein Garten. Eine ganze Schaar von Freunden und Freundinnen des Eigenthümers desselben, drey Wagen voll, steigen daselbst ab, und treten ein. Alle kom-
men

men unter dem Vorwand, der Garten-Lust zu genießen. Doch weit gefehlt. Man gehet in ein Zimmer, leget die beschwerlichen Staats-Kleider von sich ab, und fraget untereinander eine gute Zeitlang, was sollen wir thun? Der Vorschlag, in dem Garten umher zu spazieren, wird von einigen genehmgehalten, von den andern aber verworffen. Die ersteren sind lieber zwischen vier Wänden, als in der freien Luft; Darum heißt es bey ihnen: Lasset uns jeho in den Garten gehen, so sind wir hernach damit fertig, und können in Ruhe seyn, und thun was wir wollen. Die andern widersprechen mit der Klage: Die Sonne ist noch allzuwarm, es ist besser, wenn wir warten, bis die Luft kühler werde. Auf diesen Widerspruch wenden die erstere wiederum ein; so sind wir aber nachgehends, bey Abend, dem herumschwärmenden Ungeziefer ausgesetzt. Und also wird dieser Disput noch lange getrieben, bis man endlich halb verdrießlich und halb gezwungen, nur Schanden halber, etlichemahl in dem Garten auf und ab gehet, Blumen abbricht, in Stücken zerreißt und wieder von sich wirft. Findet man Früchte, pflückt man diese auch ab, und speißt sie im Vorbeygehen, ohne vom dem Geschmack eine Erkenntniß zu verlangen. Diese Lust hat bald ein Ende. Unterdessen ist Caffee und Thee zubereitet worden, man begibt sich daher in ein Lusthaus, und setzet sich nieder und trinckt. Einige dieser Garten-Gäste lassen sich

sich Karten oder ein Damenbrett geben und spielen, woben es gemeiniglich nicht ohne Fluchen oder ohne die Wirkungen der Cholerischen Bewegungen abläuft; die andern sitzen in einem Ceyß und discurren von diesem und von jener, nachdem sie sich eine Person dazu ausersehen haben, man stellet sogar Ordre aus, wo sich der Prinz Carl mit seiner Armee, gegen die Preussen recht vortheilhaftig hinwenden soll, man verbietet dem Könige in Franckreich, Namur zu belagern, und dergleichen mehr; ja man untersucht gar die Geseze eines Landes, man schafft einige ab und sezet neue Geseze und Rechte da gegen ein, und da das Frauenzimmer überall die Ehre des Vorranges hat, so werden auch in dieser despotischen Gesellschaft ihre ungültige Meinungen und Stimmen für sehr weißlich erkläret und ihre tiefe Einsicht in die Sittenlehre und Staatsklugheit bewundert. Haben nun diese Gespräche oder vielmehr Plaudereyen ein paar Stunden gewähret, so stehet man auf und macht sich an einen gedeckten Tisch, man hält eine Abendmahlzeit, trincket und schwätzt aufs neue, es wird später Abend, man wird matt und schläfferig, man kleidet sich an, nimmt Abschied, sezt sich in Wagen, fährt nach Haus, und hat weiter von der Garten-Lust nichts übrig, als die Erinnerung, daß man daselbst gewesen seye. Hier fährt ein Wagen, in demselben sind vier Personen eingepackt und die Fenster vorgezogen, daß man sie nicht

nicht sehen soll, unter einem starcken Geplauder fahren sie aus der Stadt an einen Ort, wo man essen, trincken und tanken kan. Der Gutscher muß brav zujagen, und sie kommen, ehe sie es vermuthet haben, zum Wirthshaus, sie steigen aus, rennen in ein Zimmer, ruffen den Spielleuten und tanken, bis das Essen fertig ist, alsdenn hat Mund und Magen genug zu thun; ist man mit dieser sitzenden Beschäftigung zu Ende kommen, so müssen die Füße wieder in die Bewegung, und es scheinet, als ob diese Leute zu solcher Zeit ihren Leib gemiethet hätten, indem sie nichts darnach fragen, wie er nach Hause kömmt, denn zuletzt werden die Frauenzimmer so abgemattet, daß ihnen der Schweiß mit keinem angenehmen Geruch durch die Kleider dringt, das Gesicht einer kleinen Blut-Pfanne ähnlich siehet, wobey man eine Pfeiffe Toback anzünden könnte, und der Mund sich über die müden Glieder beklaget, die Manns-Personen aber sind so lustig worden, daß ihre Seelen und Leibes-Kräfte, von einem übermäßigen Gebrauch des Weines so gestärcket oder vielmehr geschwächet worden, daß sie mit harter Mühe nach Hause wollen, der Anbruch der schwarzen Nacht aber überredet sie, endlich darein zu willigen; jedoch, welche vernünftige Zurückfabrt! der Magen, so durch allershand Unordnungen aufgebracht worden, verursachet zerschiedenes Unaemach, oder man schläffet ein, oder man zanccket sich mit einander, und
 Kommt

Kommt also unter das Thor der Stadt, ohne zu wissen, wie? Ich könnte auch noch sagen, daß manche den folgenden Tag, wann sie wieder am Verstande gesund worden, über das übel angewandte Geld und über die flüchtige schlechte Lust klagen und seuffzen.

Das Reiten ist allemahl eine grosse Lust, zumahl wann sich der Reiter und das Pferd miteinander wohl verstehen, es hat auch seinen vielfältigen Nutzen, und ist insonderheit zur Sommerzeit, für diejenigen, welche weder Begierde noch Gelegenheit zu fahren oder zu gehen haben, ein edles Vergnügen, indem sich die Lust eines mäßigen Ritts durch die tausenderley schöne Vorwürffe der Natur, die man ungehindert und frey betrachten kan, verdoppelt. Allein, wie viele, besonders diejenige, welche Mietz-Pferde nehmen, und meynen, es seye ihnen erlaubt, für den halben Reichsthaler oder was sie sonstens dafür bezahlen, so scharf und so lange Zeit zu reiten, daß das arme Thier die Stein-Galle kriegt, wie viele also, sage ich, sind kaum die Schildwachten bey den Thoren vorbey, so gehet das Amt der Peitsche und der Sporen an, man rennet, ja man raset mit den Pferden durch dick und dünnes, und so durch die Luft hindurch, bis man dahin kommt, wo man trincken oder sauffen will.

Man solte billich vermuthen, daß Leute, welche zu Fusse spazieren, und keine Gelegenheit haben, bey den Feldern und Wiesen vorbey zu eilen,

len, wegen der langsameren Schritte, ein wenig mehr Aufmerksamkeit auf die Gegenstände ihrer Sinnen haben sollten, allein auch dikkals siehet man das Gegentheil. Die meisten gehen nur vor die Stadt hinaus, oder auch in die öffentlichen grüne Gegenden in der Stadt, nur darum, daß sie die Leute, welche sie sonst nur einzeln oder niemals sehen, auf einmahl betrachten, und von ihrer Gestalt, Kleidung und Geberden, tausenderley ungereimte Dinge pro & contra sagen können, oder auch daß sie selbst gesehen werden, oder aber es geschiehet nur zum bloßen Zeitvertreib und aus andern Beweggründen, welche aus der Wokust entstehen, und die Betrachtungen der wachsenden oder gewachsenen Schätze der Erden keinesweges zum Grunde haben, es seye denn, daß man unverschämterweise die schönsten Zweige von den Bäumen, oder die längsten Aehren der Feldfrüchte abreißt und alsdenn verderbet, oder es müßten etwan begüterte Bürger seyn, welche nur darum die Felder besehen, daß sie wissen können, wie die Erndte dieses Jahr ausfallen möchte, und welchen Preis sie allenkals bey dem Verkauf der Früchte zu besorgen haben. Jedoch: Wer kan alle die Ursachen erzehlen, warum alle diese Leute der zweyten Classe sich den Sommer durch belustigen, und aus wahrhaftigem Haß gegen sich selbst, mit einer falschen Eigen-Liebe das Gute unterlassen, und garstige Unarten dafür vermercken lassen? Zum wenigsten sind

sind derjenigen Menschen, welche diese fröhliche Zeiten mit den vernünftigsten Gedanken ansehen, sehr wenige. Diese aber haben die anständigsten Beschäftigungen ihres Gemüths. Sie gehen, fahren und reiten auch auf das Land hinaus, sie genießen auch bey Gelegenheit ein gutes Glas Wein und eine niedlich-zugerichtete Speise, sie sehen aber auf ihrer Lust-Reyse Himmel und Erden an. Sie betrachten die Sonne, als die einzige Quelle, welche alles belebet, ernähret und erhält, und ohne welche nichts wachsen und nichts bestehen würde, sie haben an den Wolcken und an der höhern Luft, tausend Schönheiten wahrzunehmen, welche sich ihnen in einem weiten Raum gleichsam zur Schau darstellen, und ohngeachtet sie alle ganz natürlich sind, dennoch durch so verschiedene Vorstellungen ihrer Bilder, das Gesicht ungemein ergötzen können. Sie sehen ferner auf die Wiesen, Gärten, Felder, Bäume und Hecken, und finden überall, auch selbst an denen Dingen, welche einem rohen Herzen nicht schön vorkommen, unzählliche Vortreflichkeiten. Ihre Ohren ergötzen sich an den schönen Melodien der singenden Vögel. Sie erinnern sich, daß ein grosser Theil unsers Europa so verwüstet und verdorben ist, daß auf demselben entweder nichts von den Gütern der Natur zu sehen, und auch keine Hoffnung vorhanden ist, nur das geringste anbauen vielweniger einsammeln zu können, oder wie anstatt der Blumen und Früchte, erschreckliche Ueberbleib

bleibsele erschlagener und verhungertes Menschen auf den Feldern liegen. Sie erinnern sich auch solcher Zeiten, da grosse Ungewitter die ganze Hofnung geseegneter Einsammlungen auf einmal zernichten, oder wie durch eine ungeheure Menge schädlicher Ungeziefer oder durch Miswachs, die Zeiten der Sommer so erbärmlich gewesen, daß man mit Zittern an die vorhergehenden und mit bangem Hoffen auf die künftigen gedacht, und den alten wenigen Vorrath höher als Gold geschätzt hat. Sie stellen sich für, die Noth der alten, unvermögenden und Kranken Leute, der Armen und der Kinder, welche in so kläglichen Umständen, ohne sich helfen zu können, das Elend doppelt so starck empfinden müssen, als andere. Und überhaupt: Eine Betrachtung der vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Dinge, führet sie mit einer heiligen Bewunderung, über die Wohlthaten, derer sie dieses Jahr geniessen können, über die Pracht der Natur selbst, und über die Verschönerung des Jammers, welcher sie eben sowohl als andere betreffen könnte, zu dem Ursprung alles Guten, zum grossen Gott, ihr Herz wird gerühret, es empfindet eine augenblickliche Ehrfurcht vor einem so Majestätischen und allmächtigen Wesen, und zugleich auch eine kindliche Liebe gegen einen so gnädigen Vater, der nicht so gleich, wie die Menschen einander, die Verbrechen mit Entziehung des Guten und Zuschickung des Bösen bestraffet, sondern uns

F

durch

Durch die Fortsetzung der angenehmsten Wohlthaten, auf eine recht liebliche und ergötzende Weise zu sich locket. Auf diese schöne Gedanken, wobey allemahl ein Vergnügen ist, folgen noch mehrere, welche zu begreifen, keine Schwürigkeit ist.



Gedanken vom Christenthum und von der Heidnischen Weltweisheit.

V. S. Brockes.

Die Menschen, welche die Vernunft vom Gottesdienste gänzlich trennen,
Die reissen sich die Augen aus, damit sie besser sehen können.



Man ist in diesen Zeiten von so vielen Philosophischen Lehrern, Schriften und deren Liebhabern überhäuffet, daß bey nahe, fast kein Mensch mehr, für einen vernünftigen Menschen gehalten wird, er seye denn willens oder fähig, alles aus den Gründen der Weltweisheit zu schliessen. Ihre überzuckerte Benennung einer Wissenschaft sowohl in diesen als ewigen Zeiten glückselig zu werden, hat so etwas lockendes an sich, daß sich die meisten Gemüther darein verlieben und dem Augenschein nach,

nach, an einem Philosophischen Buche mehr
Geschmack finden als an der heiligen Schrift.
Die Ursachen dieses Irrthums sind sehr wahr-
scheinlich. Der Mensch hat zum erkennen, be-
greifen, beurtheilen, glauben und verwerffen,
kein anderes Mittel als die Vernunft. Da nun
die ganze Weltweisheit, und sowohl deren thö-
richte als heilsame Lehren von der Vernunft ent-
springen, so ist es kein Wunder, daß diese Geset-
geberin ihre Gesetze bejahet und behauptet. In-
zwischen folget doch nicht hieraus, daß die Welt-
weisheit etwas schädliches feye, Mitnichten will
ich es also verstanden haben. Es sind nicht alle
ihre Regeln und alle ihre Lehren verwerflich. Es
wäre höchst ungerecht, wenn wir die Vernunft, wel-
che eine so herrliche Gabe Gottes ist, wodurch die
Menschen von allen andern irdischen Geschöpfen
so vortheilhaft unterschieden sind, verachten oder
als eine solche geringe Kraft des Verstandes an-
sehen wolten, die uns niemahls etwas gewisses an-
zeigen könnte. Diß wäre sehr unbilllich. Daß wir
aber die Vernunft in allen unsern Handlungen,
als einen unfehlbaren Richter annehmen dürfen,
verneinet die Erfahrung, und wir können diese
Wahrheit erkennen, wenn wir nur die Gewohn-
heits Liebe zu uns selbst aus ihrer Düsternheit
ans Licht bringen wollen. Dieweil wir aber zu
dieser Veränderung so ungeneigt sind, entstehet
der grosse Mißbrauch der Vernunft, und machet,
daß wir alles, was wir mit derselben nicht be-
greif-

greiffen können, für Unwahrheiten ausgeben, oder doch, die Dinge, welche von einem Volcke, darunter wir leben, angenommen sind, deren öffentliche Verläugnungen aber mit Straffen beleet worden, aus einem heimlichen und uns nicht allemahl bekantten Zwang mitmachen. Daher kömte es auch, das viele den Christlichen Gottesdienst, ohngeachtet er nicht mit Vernunft-Schlüssen kan dargethan werden, so gleichgültig mit andern ausüben, und nicht dabey glauben, daß sie nach wahrhaftigen Pflichten handeln. Sich öffentlich für einen gläubigen Christen auszugeben, hält mancher für Schande; der Nahme eines Philosophen bedüncket ihn weit prächtiger und ansehnlicher, die Weltweisheit gibt ihm die schönste Gelegenheit, mit seinem Gegenpart ganz mathematisch zu zanken, tausend Schriftsteller anzuführen, von denen vielleicht die wenigsten jemahls gelebet haben, und eine falsche Gabe des Geistes zu zeigen, die den kurzen und eiteln Ruhm nach sich ziehet, daß die Schmeichler oder Unwissende sagen: Wie gelehrt und wie tiefsinnig ist nicht diese Person! Die Christliche Religion hingegen fordert einen einfältigen Beyfall ihrer Ordnungen und Gesetze, hernach aber unsere Vernunft, womit wir geschickt sind, denselben nachzukommen. Dieses scheint aber allzukurz, zu gerade und zu kindisch.

Es ist ungereimt, daß Menschen, die in der Christenheit leben, sich so weit vergehen, und die Götter

Göttlichen Geheimnisse aufs genaueste untersuchen, da sie nicht einmahl das Vermögen haben, in den Werken der Natur eine hinlängliche Erkenntniß zu besitzen, und alles zu wissen, wie es mit ihr beschaffen ist.

Es ist bedauernswürdig, daß Christen weit lieber die Schriften der Heydnischen Lehrer, als die Schriften der heiligen Propheten und Apostel lesen, durchmunstern und bejahren. Warum sollen uns aber die Duncfelheiten, die wir in den Heydnischen Büchern fast auf allen Blättern finden, angenehmer zu entdecken vorkommen, als die scheinbaren Duncfelheiten der heil. Schrift, da wir doch mit Beschäftigung der letzteren einen grossen Nutzen ins allgemeine und ins besondere schaffen können? Warum bedauert man mehr, daß so viele Blätter der Alten, worinnen von den Orphischen Lehren gehandelt worden, verlohren gegangen, als daß man trachtete die Apocryphischen Bücher des Neuen Testaments besser bekannt zu machen? Unsere Lebenszeit, wenn sie auch hundert Jahre wahrte, ist wahrhaftig viel zu kurz, als daß wir in derselben erst alle fremde Meinungen, Sprüche und Lehren untersuchen und unterscheiden solten. Diese Bemühungen, mit denen noch kein einiger Gelehrter fertig worden, tragen doch nichts zu unserer wahren Glückseligkeit bey, zumahl da es offenbahr ist, daß die meisten der Heydnischen Scribenten, Fabulisten und Philosophen, den Juden und Christen sehr

vieles abgeborgt, und bey ihren unzählich mancherley Götzendiensten, auf eine erlogene und öfters enthusiastische Weyse verfälschet haben. * Wenn ein Mensch, der in seiner Stadt zu einem Nachbar gehen wolte, der nächst an seinem Hause wohnet, und der ihm eine eilende höchstbedürftige Hülffe mittheilen soll, vorhero durch andere weitläuftige und abgelegene Gassen lauffen, und sich durch dieselben des Nachbars Hauß nähern wolte, dieser Mensch würde billich für einen Narren gehalten. Und wir Christen, die wir der Hülffe Gottes alle Augenblicke eilends und höchstnöthig bedürffen, und die wir keine unschätzbare Offenbahrungen ganz nahe vor Augen haben, lauffen zu erst durch die morastige Wege der Irthümer, damit wir uns alsdenn mit Sicherheit zu dem göttlichen Worte halten können, weil wir aber eine Unmöglichkeit vor uns finden, die uns zu diesem durch jene Wege nicht gelangen läßt, so wird man darüber so müde, daß man ohnversehens in einer gefährlichen Secte

* Einen Beweis davon nur aus der Historie zu geben: Ist der Ibebanische Herkules wohl jemand anderer als der Jüdische Simson, und die griechische Iphigenia ein anderes Franenzimmer als die Tochter des Jephta, u. s. w.? Bacchus wird zwar von einigen für den Moses, von andern für den Noah erklärt, allein ich bin nicht so geschickt, dieses für eine Wahrheit einzusehen, vielmehr ist glaublich, daß er aus vielen Männern, ein einziger zusammengesetzter Abgott ist.

Secte stecken bleibet, oder gar ein Frey-Geist wird.

Alles, was wir zu unserer Glückseligkeit wissen sollen, finden wir in der heiligen Schrift, allein, gewisse Geheimnisse darinnen, die unbegreiflich scheinen, machen viele verwegen, daß sie dieselben entweder als unnöthig, oder als ohne Zusammenhang oder gar als falsch ansehen. Hiemit beweisen aber diese unglückselige Menschen allzudeutlich, daß sie nur fleischlich gesinnet sind, und nicht die geringste Ehrfurcht gegen das allerhöchste Wesen haben, wovon doch in den Lehren der Weltweisheit so vieles geprahlet wird. Denn das ist gewiß: Würde man den wahren Gott als ein allwissendes, allgegenwärtiges, unwandelbares, barmherzigstes, heiligstes, gerechtestes und überhaupt als das vollkommenste Wesen, wirklich im Herzen glauben; so würde auch dieser gute Glaube zu einer demüthigen Einsicht leiten, daß man sehen könnte, die von ihm den heiligen Männern eingegebene Wahrheiten und Worte seyen weit vorzüglicher, als die eiteln Heydnischen Träumereyen, man würde sich dißfals auch fest versichern können, daß dieses allerhöchste Wesen, welches Belieben getragen, uns Menschen dieses und jenes in natürlichen Dingen nicht zu entdecken, auch in höhern oder geistlichen Dingen, aus den wichtigsten Ursachen nicht alles habe entdecken wollen. Ich rede hier nicht nach dem Sprachrohr der Prediger; ein jeder

Mensch, der eine wahre Ehrfurcht gegen Gott hat, kan weder anderst meynen noch dieses läugnen. Vielmehr muß unsere Hochachtung gegen das grosse All, durch die Bewunderung seiner unerforschlichen Wege vermehret werden. Für wahr, die ganze Christenheit würde weit mehr Segen in geistlichen und zeitlichen Gütern haben, wenn man in heiliger Zuversicht, Gott alles glaubte, was er will geglaubet haben. Diß wäre der rechte Gottesdienst. Durch diesen gehorsamen Beyfall würden wir alle unsere Handlungen, mit den zwey einigen Stücken unserer Pflicht, nemlich mit Liebe und mit Furcht gegen ihn, vereinigen, und geschickt seyn, allen Heils Ordnungen, mit unablässiger Aufmerksamkeit und mit einem freudigen Triebe nachzuleben. Der verdammliche Hochmuth, jederzeit unsern eigenen Ruhm zu suchen, führet uns ab von der Schuldigkeit, Gottes Ruhm auszubreiten. Wir halten unsere Vernunft oder vielmehr den Mißbrauch der Vernunft für so gerecht, daß der wahrhaftige Gott öfters Unrecht haben muß. Heißt dieses nicht ein entsetzliches, und anckbares und schändliches Bezengen der Geschöpffe gegen ihren Schöpffer?

Es ist ein grosser Unterscheid zwischen einem Philosophischen Christen und zwischen einem Christlichen Philosophen. Der erste taugt nichts, denn er kan nach seinen Regeln ohnmöglich ein unheuchlerischer Christ dabey seyn. Woferne
wir

wir aber die Christliche Glaubens-Lehren, ein für allemahl, als richtige Sätze annehmen, und ihre zureichende Gründe nicht in der Vernunftlehre oder in der Disputirkunst suchen, sondern nur in deren Anwendungen philosophiren, so handeln wir als kluge Leute, und sind auf ewig glückselig. Also machten es die Gläubigen in den alten Zeiten. Wer kan dem Könige Salomo den Nahmen eines tiefsinnigen Moralisten, eines gründlichen Naturkündigers, eines gerechten Politici, und eines erhabenen Dichters absprechen? gleichwohl hat er alle seine Gelehrsamkeit und schöne Wissenschaften zur Vermehrung der Ehre Gottes und zum Wachsthum der Jüdischen Religion angewendet. Zu seiner Zeit lebten so viele berühmte Geister der abgöttischen Völker, von denen man noch heutiges Tages einen Homer, einen Hesiodus, einen Lykurgus und so mehr bewundert. Ohne Zweifel wird ihm der eine und der andere bekannt gewesen seyn, er hat sich aber niemahls verhindern lassen von seinen Sätzen abzuweichen, und die Zeit mit Untersuchung Heidnischer Meinungen zuzubringen. Er baute sein Philosophisches Lehrgebäude auf die Göttlichen Offenbarungen und nicht diese auf jene. * Wolte jemand aus seinem im Alter begangenen Götzendienste einen Widerspruch herausgrübeln, der muß sich erinnern, daß ihn Weiber und keine

F 5

ne

* Leset hievon besonders das 4. Cap. des 1. Buchs von den Königen.

ne gelehrte Männer dazu verführet haben, und zudem weiß man ja nicht, ob er in dieser Sünde bis an sein Ende beharret, oder ob er alle seine Schriften für fälschlich erkläret habe, welches letztere doch gewiß nicht vermuthlich ist. Als denn haben wir den Apostel Paulum, einen sturdirten Mann, dieser philosophiret in seinen Briefen durch und durch, sie sind fast nichts als Grundsätze und Schlüsse auf Schlüsse, er bedienet sich aber dabey einer solchen Behutsamkeit, daß nichts undeutlich und widersprechend scheint. Er hat auch damit so vieles genuzet, daß ihm selbst viele der gelehrtesten Henden beypflichteten. Wie disputirte er nicht auf der berühmtesten hohen Schule der Griechen zu Athen, welche Wissenschaft hat er nicht von den Gelehrsamkeiten der ungläubigen Völker gehabt, da so gar nach dem Vorgeben einiger Ausleger seiner Briefe, die Worte des 28. Vers, Act. XVII, Wir sind seines Geschlechts, aus einem Reim des Griechischen Poeten Aratus seyn sollen.* Bey alle dem war inzwischen sein ganzes Augenmerck beständig bey der nöthigen Lehre, die er den Corinthiern und Römern anpries, daß man nemlich die Vernunft unter den Gehorsam des Glaubens gefangen nehmen soll. Wenn wir also unsere Vernunft bey göttlichen Dingen nicht in gewisse Schran-

* In der Ep. an Titum, Cap. 1, v. 12. führet der heilige Paulus auch einen Spruch des Eretensischen Poeten Epimanides an.

Schrancken setzen, so lange sind wir auf Ausschweifungen bedacht, und gerathen endlich in eine solche Irre, worinn wir uns zuletzt verliere-
ren. Wir müssen glauben, daß gleichwie Gott überhaupt alles zum Besten der Menschen einrich-
tet, er also auch viele Geheimnisse zu unserm Besten nicht vollkommen entdeckt habe.

Joseph Scaliger sagt hievon sehr klug:

Nescire velle, quæ Magister maximus

Docere non vult, erudita inscitia est.

Zu Deutsch: Es ist eine vortrefliche Unwissenheit, wenn man das nicht zu wissen verlanget, was der oberste Lehrmeister selbst nicht gelehret hat.

Und ein sinnreicher Italiäner sagt gleichfals:

I Segreti del Ciel sol colui vede

Chi ferra gli occhi e crede.

Zu Deutsch: Die himmlische Geheimnisse siehet nur der, welcher die Augen zuschließet und glaubet.

Alles dieses heißt ins kurze gefaßt, so viel: Wer ein Christ und also recht glückselig seyn will, der muß allen Scholastischen Kram fliehen. Gott fordert keine gelehrte Menschen zu seinem Dienste, er will allein Herzen haben, die sich ihm gänzlich zum Opfer übergeben, welches auch nach der Schrift selbst, die Weise des vernünftigen Gottesdienstes genennet wird. Wer so weit kommt, der wird auch hernach ohnfehlbar seine Unwürdigkeit erkennen, und die Nothwendige

digkeit des geschehenen Erlösungs Werck, welches so vielen wunderbarlich vorkommt, mit ernstlicher Demuth einsehen.

Die Gelehrsamkeit und schöne Wissenschaften sind allemahl löblich und nützlich, sobald sie aber zu Waffen wieder den geoffenbahrten Willen Gottes, wieder die heilige Schrift, und der daraus gegründeten Religion, gebrauchet werden, sind sie verdammliche Grillenfängereyen und Teuffels-Künste.



Gedanken von den Schmerzen der Thiere.



In einer Gesellschaft, da von der Par-force-Jagd gesprochen wurde, beklagte jemand die armen Hirschen und Rehe, als welcher Marter und Leben es dabey gelten müsse, eine andere Person aber wendete ein, daß es die Pferde und Hunde dabey weit schlimmer hätten, indem die ersteren unaufhörlich gepeitscht und gespornet, und die letzteren gleichfals hart geschlagen und mit vieler Gewalt angetrieben, beyderley aber noch dazu mit eben der Arbeit des Wildes belästiget und mit ihnen zugleich gejaget würden,
und

und daß das Wild so glücklich wäre bey der Marter das Ende seines Lebens zu erfahren, die Pferde und Hunde aber noch mit Sorgfalt lebendig erhalten würden, damit sie zu einer andern Zeit aufs neue an die Marter kommen.

Diesem Gespräche dachte ich nachgebends für mich selbst weiter nach und gerieth auf den Entschluß, die Frage, welche ich mir schon so oft vorgeleget hatte, nemlich: Warum doch die Thiere so vielerley Schmerzen unterworfen seyn müssen? einer Untersuchung zu würdigen.

Ich verstehe hier unter dem Wort Thiere, alle Gattungen derselben, vierfüßige Thiere und Gefügel, Fische und Ungeziefer.

Wir sehen aus der Erfahrung, daß die meisten davon, jedes nach seiner Art, lebendig geschlagen, verwundet, geheket, ersäuft, mit harten Körpern geworffen, geschossen, erdrosselt, zerquetscht, gesotten, gebraten, mit Verletzung der Körper gefangen, gespist, zertreten, zertheilt, geschunden, zerschnitten, und also von den Menschen auf unzählliche Weyse gequälet werden. Wir sehen auch, daß sich die Thiere selbst untereinander beißen, stoßen, schlagen, zerdrücken und zerreißen, viele Weiblein derselben mit grossen Schmerzen gebähren, die meisten Thiere schmerzlichen Krankheiten und schmerzlichen Curen, Hunger und Durst, Frost und Hitze unterworfen seyen, ja gar unter den heftigsten Schmerzen sterben. Es bedüncket mich sehr
wun

wunderlich, daß solche Creaturen, welche nichts verschuldet haben, sowohl in den Zeiten ihres Lebens als in den Stunden ihres Todes so viele Pein ausstehen sollen.

Der Mensch hat mit seinem Abfalle von Gott unter andern Plagen, auch die Plage der Schmerzen verdienet, die armen Thiere aber, die nichts verbrochen zu haben scheinen, sind gleicher elenden Straffe untergeben: Wäre es dahero wohl so ungereimt, wenn man glaubte, daß da der vornehmste Endzweck der Schöpfung, der Mensch, unter den Fluch gerathen und seinerwegen die Schlange und die Erde verfluchet worden, auch die ganze Natur des Erdkreyses überhaupt verflucht worden seye? Warum und zu was Ende, begreiftet zwar die Vernunft nicht, allein diese Muthmassung würde uns den Begriff von den Schmerzen der Thiere erleichtern. Der Schmerz rühret eigentlich aus einer Trennung, Pressung oder gewaltsamen Erweiterung der körperlichen Theile her und wird allein von den belebten oder beseelten Körpern empfunden, da also ein Körper, der den Schmerz empfinden soll, nothwendiger weise ein Leben oder eine Seele haben muß, und ausser dem Menschen und den Thieren, kein Geschöpfe Leib und Seele hat, so sind diese zwey Gattungen der Geschöpfe, des Schmerzens und dessen Empfindung, gleich fähig. Da aber die Ursache zu den Schmerzen der Menschen, in dem Fall unserer ersten Eltern zu suchen, denn dadurch sind

sind alle Menschen einer immerwährenden Gesundheit ihres Körpers beraubet, und sowohl mit dieser Beraubung als mit Zulassung der Schmerzen gestraffet worden, so folget also, daß die Thiere, um dieser Ursache willen nicht dergleichen leiden können, weil sie weder die göttlichen Gesetze wissen, noch dieselbe übertreten können und also keiner Straffe schuldig sind.

Wenn die eigentliche Beschaffenheit der Thiere und ihrer Seelen, eine klare ausgemachte Sache wäre, so könnte man vielleicht aus der Vergleichung oder aus dem Gegensatz mit der Seele des Menschen, in dieser Sache eine deutliche Einsicht erlangen. Es sind aber diffals so vielerley Lehren und Meinungen, daß es schwer fällt, die beste und wahrhafteste zu wählen. Ich will hier nur die gewöhnlichsten davon anführen. Es hat einige Weltweisen gegeben, die sich nicht gescheuet haben, die Seelen der Thiere von eben dem Ursprung und von eben den Eigenschaften, als die Seelen der Menschen, anzurühmen. Diese Lehre findet aber durch die so sehr von einander unterschiedene Wirkungen der einen und der andern, den offenbahrsten Widerspruch vor sich. Andere sind nicht so frech gewesen und haben den Thieren zwar auch eine besondere einfache Seele beygelegt, allein dieselbe für weit geringer als die menschliche Seele angesehen. Viele haben auch dafür gehalten, daß die thierischen Seelen, materialisch, oder nicht selbstständig, sondern

dem mit dem ganzen Körper vermischet seyen, da aber von so vielen geschickten Philosophen schlechterdings geläugnet wird, daß eine Materie dencken könne, und die Thiere doch dencken, obgleich nicht in solcher Ordnung und Klarheit, als die Menschen, welcher Unterscheid eben, von der grösseren Vollkommenheit der menschlichen Seele abhänget, so ist diese Lehre von den körperlichen Seelen der Thiere nicht sonderlich gültig. Es scheint diese Sache der menschlichen Vernunft so sehr verborgen, daß es auch gewisse Gelehrte gegeben hat, welche aus Stolz viel leicht, daß man ihnen nicht vorwerffen sollte, sie wüßten nicht alles, es eben also gemacht haben, wie dorten die ungedultige Juno in Virgils Aeneis, als welche im Zorn ausrief:

Flectere si nequeo superos, acheronta movebo.
oder zu Teutsch

Hilft mir der Himmel nicht, so soll die Hölle helfen.

Diese Gelehrte, sage ich, haben es auch also gemacht. Sie haben gemeint, es seyen weder in den göttlichen Offenbarungen noch in der vernünftigen Weltweisheit, genuasame Gründe oder Spuhren vorhanden, nach denen man, von den Seelen der Thiere eine unlaugbare Definition machen könnte, sie haben daher ein Lehrgebäude aus den gefallenen Engeln aufgerichtet und zum Fundament die Pythagoräische Lehre von der Seelen-Wanderung entlehnet. Sie sagen

sagen demnach : Die Seelen der Thiere seyen Teuffel, welche bis zum allgemeinen Welt-Gerichte von Gott verdammet worden, in den Cörpern der Thiere zu wohnen, so viele Marter auszustehen, und nach dem Tode des Bewohneten sogleich wieder in einen andern thierischen Cörper zu fahren. Und freylich, wenn man erweget, daß es eine der empfindlichsten Quaalen seye, wenn ein hochmüthiger Geist, der seinen Feind gestürzet hat, doch eben darum, alsdenn zu seiner Beschämung und Straffe unter der Sclaverey des Gestürzten stehen muß, so wäre diese Meinung eben nicht so lächerlich, indem die Teuffel gleich nach ihrem Falle zur immerwährenden Pein verdammet, die Menschen aber nach ihrem Falle doch noch von Gott geliebet worden, und die Herrschaft über die Thiere behalten haben. Allein, da die Thiere vor den Menschen erschaffen, und von dem allweisen Gott selbst für gute Geschöpfe erkannt und ausgeruffen worden, so würde folgen, daß da die Teuffel damahls schon in den Cörpern der Thiere müsten gewesen seyn, sie auch der Paradies-Lust genossen hätten, und von dem grossen Schöpfer als etwas Gutes wären betrachtet worden, welches aber theils ungereimt, theils gottlos zu denken wäre. Man würde auch der Gerechtigkeit und Wahrheit Gottes zu nahe treten, denn unsere wahre Religion lehret uns, daß die Teuffel jeso schon in ihren Straffen sind, und obgleich

G

die

Dieselben nicht in der würcklichen Execution bestehen, sondern erst nach dem allgemeinen Welt-Gerichte am jüngsten Tage anfangen werden, so muß den gefallen Geistern doch inzwischen die Kundschaft und Gewisheit ihres künftigen erschrocklichen Urtheils, die Furcht dafür, die Erinnerung ihrer verlohrenen Seeligkeit, der Unwille Gott nicht widerstehen zu können, die Erkenntniß der Ermanglung aller Kräfte und Hoffnung zur Rache und Hülffe, u. s. w. zur Straffe dienen, welche auch fürwahr von grosser Wichtigkeit sind. Wenn die Teuffel aber in den Thieren wären, so würde ihrer Verdammung ein Abbruch geschehen, denn die Thiere empfinden auch bey vielerley Gelegenheit, Vergnügen und Ruhe, welche beyde Dinge kein Teuffel jemahls empfinden kan. Zudem, da einige Physici und Anatomici wahrgenommen, daß in dem männlichen Saamen überhaupt eine Menge organisirter Würmer sind und leben, wie viele Teuffel, und zwar dem hundert nach, müßte nicht also eine Manns-Person in ihrem Körper herum tragen? Denn es heißt nach dem Geständnisse der Lehrer dieser tollen Meinungen von den teuflischen Thieren, daß die Teuffel, als Geister, in allen Thieren, sowohl in den grossen als in den kleinen seyn können und seyen. Dieses Paradoyon würde aber eine eben so entseßliche und gottlose Unterweisung werden, als die Lehre Desjenigen Bösewichts, der die Teuffel gleichfals
 in

in die Körper eines Theils des weiblichen Geschlechtes setzte.

Da nun Gott, als das allerbarmherzigste und gerechteste Wesen, den Thieren ohnmöglich eine Plage, und also auch die Schmerzen, ohne die gerechtesten Ursachen zulasset, und eine Creatur, die geplaget wird, solches als eine Straffe verdienet haben muß, so kan ich doch aus allen den erzehlten Meinungen von den Seelen der Thiere, keine annehmen, daraus ich von der Ursache ihrer Schmerzen hinlänglich belehret würde. Ein Wesen, das eine Straffe verdienen kan, muß die Fähigkeit haben, das Gute zu wissen, und statt dessen das Böse zu vollbringen. Man nennet solches auch einen freyen Willen, vermöge welchem man thun oder unterlassen kan, diesen aber hat kein einiges Geschöpfte ausser den Menschen, daher folget auch, daß kein anderes Geschöpfte eine Straffe verdienen kan.

Jedoch, wenn ich meine obige Muthmassung aus dem geoffenbahrten Worte des Schöpfers fortsetze, und voraus setze, daß Gott mit den Thieren entweder besondere Absichten habe, die höher seyen als die menschliche Vernunft errathen kan, oder daß es in der Allmacht des Schöpfers stehe, am Ende der Welt, dassjenige Wesen, was wir die Seele eines Thieres nennen, als eine endliche Substanz in dassjenige Element, woraus er dieselbe erschaffen, aufzulösen und zu vernichten, so ist sehr wahrscheinlich, daß wie nach

dem Fall der Menschen, alle lebendige und leblose Dinge der Natur, unter den Fluch gekommen, dieser Fluch auch alle Thiere insgemein, mit betroffen habe. Ein Zeugniß davon ist ihre gleichmäßige Entfernung aus dem Paradies. Und wer weiß es, da die Menschen vor dem Fall eine weit höhere Weißheit und Geschicklichkeit besaßen, als nach demselben, ob nicht auch die Thiere ehedem bessere Seelenkräfte gehabt haben? Diffsals könnte man zugeben, daß gleichwie alle Menschen um der einigen ersten Eltern willen, in tausenderley leibliche Plagen gerathen, so seyen auch alle Thiere um der einigen Schlange wegen dergleichen unterworfen worden. Und wie Gott aus besonderen Gnaden gegen seine Geschöpfe, dem menschlichen Geschlechte eine Erlösung gegeben, so hat er vielleicht auch den Thieren, als geringeren Creaturen, den allgemeinen Fluch so erträglich gemacht, daß sie zwar von den Schmerzen eine vollkommene Empfindung aber keine vollkommene Erkenntniß haben. Ueberhaupt ist es eine Wahrheit, was der unvergleichliche Kiel des berühmten D. Trillers schreibt:

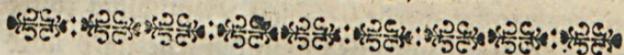
Was weiter von dem Geist der Thiere vorgebracht,

Steckt freylich, ich gestehs, in einer tiefen Nacht.

Zwey Dinge scheinen oft am Wesen einerley,
Und pflegen dennoch nicht auf einen Zweck zu zielen.

Ubris

Ubrigens ist doch kein Zweifel, daß diejenigen Schmerzen, welche den Thieren, von den Menschen, unnöthiger oder unbarmherzigerweise verursacht werden, diesen letzteren zur Sünde und Verantwortung gereichen, denn gleichwie Gott überhaupt einen Menschen, der mit den Dingen der Natur, wieder die Ordnung verfähret, als einen Übertreter seiner Gesetze achtet, so gehören auch billich unter diese Übertretungen, die Tyrannen der Menschen über die Thiere.



Gedanken von der Kinderzucht.

G. B. Hancke.

Nach die Kindheit läßt sich schon zu der wahren Klugheit lencken:
 Drum wenn man bey zarten Kindern Wollen und Gedanken spührt,
 So vermahnt sie, daß sie nichts weder wollen noch gedanken,
 Als, wozu sie treue Lehre und der Tugend Antrieb führt.



Der Lebens-Wandel eines Menschen ist entweder gut oder böse, rühmlich oder tadelhaft. Bendorley Eigenschaften sind in allgemeinem Verstande, Zeugen der Kinderzucht. Wie ein Gewächse durch Ordnung und

☉ 3

Gleich

Fleiß eines Gärtners zunehmen muß, daß es
 Blüthe träget und Früchte bringet, oder aber
 durch Unwissenheit und Nachlässigkeit verdorben
 wird und verwildert, eben so kan ein Kind durch
 die Erziehung wohl gerathen oder unnützlich werden.
 Alle Menschen sind von Natur mehr zur Untugend
 als zur Tugend geneigt. Die erste Sorgfalt der
 Eltern bey Erziehung ihrer Kinder, muß daher die-
 se seyn, daß die natürliche Neigung als ein Un-
 kraut ausgeredet und die Begierde zur Tugend
 eingepropffet werde. Diese Bemühung kostet
 zwar Schweiß und Wachsamkeit, sie wird aber
 mit Freude und Nutzen belohnet. Es wird vie-
 les zu der Erleichterung dieser Arbeit beitragen,
 wenn man die Zeiten in acht nimmt, in welchen
 man ansreuten und einpropffen soll. Viele
 wollen das letztere vor dem ersteren, oder alles
 beydes zugleich thun, sie erfahren aber, daß sie
 etwas vergebliches gethan und das verhoffte
 Wachsthum des Guten gehindert, wo nicht gar
 ersticket haben. Sobald man mercket, daß an
 einem Kinde der Verstand würcksam wird und
 die Vernunft hervorbricht, ihre Regierung an-
 zutreten, alsdenn ist es Zeit das Amt der Erzie-
 hung anzufangen und die demselben zukommende
 Pflichten getreu zu erfüllen. Man unterweise
 die Kinder mit Sanftmuth und gebrauche keine
 Schärfe, als bis man einer Lust zum Lügen oder
 einer eigenwilligen Hartnäckigkeit gewahr wird.
 Es findet sich bey den Kindern ein gewisser Ei-
 gensinn,

gensinn, der alle gute Erziehung zu nichte macht, wosferne ihm nicht im ersten Anfange gesteuert wird, derselbe wächst auch, so zu reden, mit dem Kinde und wird mit ihm immer grösser. Die Eltern müssen eine Geschicklichkeit besitzen, bey Kindern, die noch nicht einmahl reden können, die Haupt-Untugend einzusehen und dieselbe nach und nach aus dem Wege zu räumen. Wann zum Exempel ein kleines Kind etwas, daß es sonst gerne gethan oder gelitten hat, zu einer gewissen Zeit, da es ihm eben nicht recht gelegen ist, wiederum thun oder leiden soll, sich aber dagegen mit dem ganzen Leibe streubet, schreyet und weinet, so ist dieses ein Zeichen der Hartnäckigkeit. Wenn ein Kind etwas zu haben wünschet, und durch seine Geberden von den gegenwärtigen Persohnen nicht sogleich verstanden, oder das begehrte nicht stracks mitgetheilet, oder das, was das Kind schon in Händen hat, genommen wird, und sich dahero störrisch und ungedultig aufführet, mit den Armen um sich schläget und mit den Füßen strampffet, so giebt es seinen Zorn zu erkennen. Wann ferner ein Kind siehet, wie ein anderes Kind in seinem Beyseyn mehr geherket wird und deswegen dasselbe mit bitteren Augen anblicket, das Spielzeug aus den Händen zu reißen sucht, oder sich zu verbergen trachtet, das nenne man nur Ausbrüche des Neides. Auf diese Weise kan man an jeden Kindern aus ihrem Bezeugen, die am meisten herrschende Unart

abnehmen. Inzwischen muß man kein unzeitiges Mitleid haben und die zarten Geschöpfe wegen ihrer Jugend mit vielem Übersehen begünstigen. Das gewöhnlichste Laster eines Kindes, so klein es auch scheint, ist dennoch so gefährlich als ein Krebschaden; dieser kan bey Bemerkung des Anfanges noch ausgeschnitten werden, wird aber die Eilfertigkeit dieser nothwendigen Cur versäumt, so frist er mit grosser Behendigkeit immer tiefer und weiter herum und wird zulezt unheilbar und der Beförderer des körperlichen Unterganges.

Die Kinderzucht ist eine so allgemeine Pflicht der ganzen vernünftigen Welt, daß sie auch von den blindesten Heyden, von dem grausamsten Tartaren und von den wildesten Nationen beobachtet wird. Das Licht der Natur, welches ihnen die allgemeine Ruhe und Sicherheit und die besondern unentbehrlichen Vortheile davon entdeckt, treibet sie an, auf diesem Mittel dazu, fest zu halten. Sie sind auch damit glücklicher als die Christen, die noch über die Vernunftgründe die ausdrücklichen Befehle des wahren Gottes dazu haben. Wir finden in den Geschichten kaum zehn ungerathene Kinder der unchristlichen Völker, gegen hundert ungerathene Christen-Kinder. Ich rede hier allein von der Zucht, wie die Kinder erzogen werden und nicht wozu sie erzogen werden, dahero die üblen Sitten, wozu die Kinder der barbarischen Nationen

nen

nen angewöhnet und bey ihnen für keine üble Sitten gehalten werden, als keine Exempel dienen. Ich meyne hiemit nur, die Sorgfalt der Erziehung, darinn die meisten Christen, von Menschen die sie für Unmenschen beschreyen, beschämet werden; Die Ursachen, warum unter den Christen wenige gute Eltern gefunden werden, sind so vielerley, daß man sie alle ohnmöglich beschreiben kan. Es gibt so viele Eltern, die selbst nicht wissen, wie sie leben sollen, und sind daher ganz untüchtig andere zu unterweisen. Viele wissen es und thun es doch nicht; eine Bequemlichkeit, eine Furcht, eine Affen-Liebe, eine Faulheit, eine Unbedachtsamkeit u. s. w. halten dieselbe ab, ihrer Pflicht ein Genüge zu leisten. Es sind auch einige, welche zwar gut anfangen, aber bald müde werden, und ihre Kinder entweder nach eigenem Gefallen dahin gehen und verwüsten lassen, oder in die Hände der Knechte und Mägde übergeben, oder einem Lehrmeister anvertrauen, dessen Fähigkeit nicht einmahl vorhero untersucht worden. Diese schlechte Eigenschaften der Eltern rühren aus der üblen Erziehung ihrer selbst her und es wäre zu wünschen, daß sie, solches zu erkennen, in ihre Jugend-Jahre zurücke dächten und die Verwahrlosung an ihnen, eine Warnung zu besserer Aufsicht ihrer Schuldigkeit seyn möchte. Wann sich ein vernünftiger Christ zu Gemürthe führet, welches ein schätzbares Gut, ein Kind seye, so sollte ja dasselbe mit allem Fleiß erhalten

halten werden. Es ist ein schönes Guth, welches die Schönheit der unsterblichen Seele an sich hat und die Hofnung zu den besten Früchten gegen GOTT und gegen Menschen von sich geben kan. Es ist ein prächtiges Guth, welches einen Leib hat, der bewunderns würdig ist, und durch die Laster besudelt und ungestalt werden kan. Es verlohnet sich also wohl der Mühe, daß man darauf acht gibt.

Kinder sind eine Gabe des HERRN; so sagt ein vornehmer König und schämt sich nicht zu bekennen, was geringere Leute in ihrem Herzen nicht glauben wollen. Dieses Zeugniß nehme ich aus der Erfahrung. Würden so viele tausend Maul-Christen, ihre Kinder für Gaben des HERRN und nicht für bloße Herkünfte der Natur ansehen, für wahr sie würden nicht so sorglos damit umgehen, sondern vielmehr eine Emsigkeit bezeugen, dem höchsten Geber dafür, mit deren Erhaltung zu dancken. Kan GOTT wohl solchen undankbaren Eltern einen mehrern Zufluß des Segens, mit Gedancken der Gnade, angezeyhen lassen, da man so wenige Hochachtung für das kostbarste Geschencke beweiset? Empfangen wir eitle Menschen nur ein Gnaden-Zeichen von einem grossen Herrn, o wie wissen wir, damit zu prahlen, wie behutsam sind wir nicht, dasselbe zu verwahren? Nun ist ja kein größerer Herr, als der HERR aller Herren, und kein größeres Geschencke als ein Kind, weil der Mensch das vornehm-

nehmste auf dem Erdboden ist, und alle Creaturen, ja alle andere Dinge der Welt übertrifft. Warum sind wir bey dieser kostbahren Berehrung so gleichgültig? der grosse Herr zürnet billich, wenn er sein Geschencke verachtet oder verahrlosset siehet. Solte nun Gott nicht vielmehr zürnen? Je höher der Herr ist, je höher ist das Geschencke, und demnach muß auch der Zorn billicher und heftiger seyn.

Ausser der eigenen Hintansetzung einer guten Erziehung, ist noch eine andere wichtige Gefahr, wozu die Kinder befördert werden. Ihr Feind, der Satan, kriegt Raum und Gelegenheit, seinen vergifteten Saamen in das junge Herz einzustreuen, er sucht es in den ersten Jahren des Lebens zu besiegen, weil er desto mehr Schwachheit des Widerstandes vor sich findet. Seine Werkzeuge sind die zerschiedenen Verblendungen, durch die er unermüdet, das Böse annehm vorstellet, falsche Ideen einpräget und den Willen zum Guten hemmet. Dieser schlaue und verborgene Feind weiß die Kinder am rechten Orte anzugreifen, wenn er ihnen gleich von Jugend auf, die Lust und den Trieb zu heiligen Verrichtungen benimmt. Dieses Unglück erfähret man an vielen Kindern; wenn nun die Eltern noch dazu so rüchlos sind, und diese Unseligkeit nicht achten oder verwehren, was kan aus dem Kinde anders werden, als ein Slave des gefangenen Geistes? Wie vieles Blut der verlohrenen

lohnren Kinder wird also nicht einstens von den saumseeligen Eltern gefordert werden? Jedoch, diese Ausdrücke und Warnungen sind so bekannt und so gewöhnlich, daß ich hier mein Blat nicht ferner damit anfüllen will, sondern allein wünschen, daß die unempfindlichen Herzen dadurch gerühret werden. Es geht mir nahe, wenn ich so viele elende Eltern mit ihren elenden Kindern sehen muß. Es ist nichts wichtiger als die Kinderzucht. Man dürfte und sollte wohl in Gesellschaften davon sprechen. Die Seeligkeit, die Ehre und das zeitliche Glück der Eltern und Kinder, ja die Wohlfahrt eines ganzen Landes beruhet darauf. Woher kommen die tyrannischen Regenten, die ungerechten Richter, die ungeistlichen Priester, die lasterhafte Soldaten, die liederlichen Bürger, die rebellischen Bauern, und durchgehends die faule, geizige, unkeusche, neidische Menschen u. s. w.? Gewiß nirgend anders her, als aus einer schlechten Erziehung. Ihre Kinder werden wiederum wie die Eltern; Es ist deswegen auch einsältig, wenn man sich verwundern will, daß so wenige rechte Christen sind.

Es meinen einige Eltern, sie haben das ihrige schon gethan, wenn es soweit kommt, daß sie die Kinder mit Speiß und Trancß versorgen, mit reinlichen Kleidern versehen, in die Schule schicken, oder zu Hause Informatores halten, oder gar in eine andere Kost geben. Alles dieses ist zwar wohlgethan, allein noch nicht genug. Wenn

Wenn es den Eltern die Zeiten und Umstände nicht allemahl erlauben, ihren Kindern selbst einige Lehr-Stunden zu widmen, oder wie der Vater des Römischen Dichters Horaz gethan, bey den Lehrmeistern persöhnlich anzuhören, was ein Kind gelehret wird und wie es lernet, so sollen sie wenigstens, wie für sich selbst, also besonders in Gegenwart der Kinder einen solchen Lebens-Wandel führen, der den Kindern zum Vorbilde dienen kan. Alles hingegen, was ihnen zum Aergernisse gereicht, alle Thorheiten und Laster sollten vermieden werden. Alle Gespräche sollten lauter Moralien seyn und in anmuthigen Vorstellungen beygebracht werden. Man untersuche, wie weit die Kinder in Erlernung der nöthigen und nützlichen Wissenschaften gekommen sind. Man bejage die gesunden Lehren mit neuen Zusätzen, welches hauptsächlich einen grossen Nutzen hat. Die Liebe der Kinder gegen ihre Eltern ist von Natur so tief eingewurzelt, daß sie, ohne der Eltern eigene Schuld, ohnmöglich ausgerissen wird. Die Allwissenheit des gütigen Schöpfers hat diese Eigenschaft nicht umsonst, oder nur als eine instincktsche Leidenschaft eingelegt. Diese Liebe erwecket eine Hochachtung gegen die Befehle, einen Beyfall der Unterrichtungen und eine innerliche Überzeugung, daß beyde gerecht seyen. Durch diese Liebe wird ein Kind, alles was ihnen die Eltern sagen, zehnmahl gewisser glauben, als wenn es ihnen an-
dere

dere Leute sagen, und was sie auch andern geglaubt haben, von den Eltern aber wiederholt und bestättiget worden, bleibt allzeit fester im Gedächtniß. Nur muß man dabey Sorge tragen, daß man bey einerley Meinung bleibet und dem Kinde nicht heute etwas vorsagt, welches morgen widerspricht. Dadurch entstehet ein Irrthum und Zweifel. Man unterscheide auch in der Zucht kein Geschlecht des Kindes. Die Väter müssen ihre Söhne nicht mehr lieben und weniger straffen als die Töchter, und die Mütter müssen ihre Töchter nicht mehr lieben und weniger straffen als die Söhne. Durch diesen letzten Fehler gerathen insonderheit so viele hochmüthige Ehe-Weiber. Ihre unverständigen Mütter geben ihnen allerhand verächtliche Vorurtheile gegen das männliche Geschlecht zu Grund-Regeln, welche hernach an einem unschuldigen Ehe-Mann ausgeübet werden. Die Schamhaftigkeit in Geberden, die Bescheidenheit in Reden, und Sittsamkeit in Wercken, sind drey Tugenden, wozu ein Kind muß angehalten werden, sich bey andern Leuten, eine Gewogenheit zu verschaffen.

Manchesmahl heißt es bey den Eltern, mein Sohn oder meine Tochter ist aus der Art geschlagen. Mein Sohn sticht, fauft u. s. w. Meine Tochter ist verbuhlt, geschwänzig u. s. w., allein mit diesen Reden schmeichelt man sich, entweder gedencke man zurück, ob man in dem Alter

ter des Kindes besser gewesen, oder ob man die Gelegenheit zu bösen Gesellschaften abgeschnitten, oder nicht genug Wachsamkeit gebraucht hat. Gemeiniglich sind diese Fehler, die Ursachen, warum die Kinder umschlagen.

Zum Schluß muß ich noch beysügen, daß es eine sehr vorrefliche Sache für die Kinderzucht wäre, wenn ledige und mannbare Personen, die richtig begreifen können, von verständigen Eltern oder auch erfahrenen Alten, zu guter Haltung ihrer künftigen Kinderzucht unterwiesen würden, oder daß sie wenigstens gute Bücher lesen möchten, welche von dieser Pflicht handeln. Durch diese Theorie würden sie nicht nöthig haben, erst aus der Praxin zu lernen, wenn bereits Korn und Malter verlohren ist.



Die

Die Wirkung des Geizes.



In einer der vergangenen Sommerszeiten, war ich mit einem guten Freunde auf dem Land. Dieser Freund führet zwar sonst ein gesittetes Leben, er hat aber den Fehler an sich, daß er bey seinen Einkünften sehr frölich und bey der geringsten nöthigen Ausgabe sehr misvergnügt ist. Als wir beyde nun des Abends einmahl, die Anmut der reinen und frischen Luft zu genießen, auf einer sehr schönen und unserer Wohnung nahe gelegenen Wiese, herum spazierten und eben im Begriff waren, uns irgendwo auf dem Gras niederzusetzen, und sowohl die vortreflichen Gestalten und glänzende Farben der Blumen, als auch den lieblichen Geruch des ganzen Feldes, mit geruhiger Aufmercksamkeit zu bewundern und zu empfinden, sahen wir in der Ferne ein paar Menschen, welche schienen, als ob sie sich gegen uns herzunaheten. Mein Freund, dessen Augen geschickter sind in die Ferne zu sehen, als die meinigen, hatte sogleich errathen, was diese Menschen für Leute wären. Es überfiel ihn auf einmahl eine gewisse Bangigkeit, und er sprach mit einer ängstlichen Stimme zu mir: Kommen sie, mein Herr! wir wollen nach unserer Wohnung zurückkehren, ich befinde mich nicht

nicht allzuwohl. Ich war damit zufrieden, und begleitete ihn, inzwischen merckte ich doch, wie er fast bey jedem dritten Schritte zurücke sah, und sich nach derjenigen Seite wandte, woher die erwehnten zwey Menschen kamen. Ich sahe auch zurück, ich konnte sie aber noch nicht erkennen, es wurde mir daher gleichfalls nicht wohl zu Muthe, denn ich befürchtete, es seyen etwan ein paar Räuber, und mein Freund wolte es mir nicht entdecken, bis wir in Sicherheit wären. Damit ich aber der Sache gewisser seyn möchte, nahm ich mein Perspectiv und erblickte einen alten Mann, den ein Mägdchen an der Hand führte und der über einen Fußsteig, uns zur rechten, so geschwind er konnte, forteilte. Hier über verschwand bey mir sogleich alle Sorge und ich bat meinen Freund, er solte auf mein Wort die Unruhe fahren lassen, welche ihm vermuthlich bey Erblickung dieser beyden Personen zugestossen und den Argwohn einjagte, daß es böse Leute wären und um welcher willen er so plötzlich die angenehme Wiese verlassen wolte, er bemühte sich aber, mich zu versichern, daß dieses gar nicht die Ursache dazu seye, sondern vielmehr das, was er mir gesagt hätte. Ich glaubte und folgte ihm also wohin er wolte, anstatt aber, daß wir den Ausgang der Wiese erreichen solten, so kamen wir im Gespräche und in der Verwirrung, allzuweit auf die lincke Seite und ein tiefer und breiter Graben, voll von Regenwasser, war vor uns

h

uns

uns und verhinderte die Fortsetzung unserer kleinen Reise. Mein Freund verstellte hiebey seine Gesichtszüge, und ich konnte sehr deutlich einen Widerwillen aus denselben abnehmen. Er suchte ganz eifertig hin und her, ob nicht ein Ausgang zu finden wäre, allein es war nicht möglich, wir mußten uns auf die rechte Seite wenden, und immer neben dem Graben hingehen. Indem, da wir also gehen, sahen wir gerade vor uns den alten Mann mit dem Mädchen auf einem Zaun sitzen, und hörten, daß er uns zurief: Hieher, meine Herren! hier kommen sie heraus. Als ich diese Worte vernahm, wolte ich geschwinder gehen, und dahin eilen, wo uns der Ausgang angezeigt worden, jedoch mein Freund sieng an, langsamere Schritte zu thun, ja bald zuweilen stille zu stehen und ringsumher auf die Felder zu schauen, und bald einige Blumen zu sammeln. Ich konnte diese widersinnische Aufführung keinesweges begreifen, und verwunderte mich heimlich sehr darüber, da wir aber endlich allgemach zum alten Manne kamen, und auch wirklich den ordentlichen Ausgang vor uns hatten, erlangte ich eine genauere Einsicht über das Bezeugen meines Freundes. Der alte Mann lief uns nach um ein Almosen, er war nach seiner Aussage achtzig Jahr alt, und das Mädchen war seines in einer Schlacht umgekommenen Sohnes, Tochter, weil ihm aber alle die Wege dortherum sehr gut bekannt waren, kehrte er sich nicht an unsere Flucht,

Flucht, sondern gieng seinen geraden Weg nach dem Orte zu, wo er hernach saß, und wohl wußte, daß wir sonst nirgends als daselbst heraus kommen konnten. Bey diesen Umständen fiel mir sogleich ein, daß dieser Bettler, natürlicher und moralischer Weyse auf dem rechten Wege, wir aber auf dem verkehrten gegangen. In diesen Gedancken wurde ich nicht wenig gestärckt, als der Mann um ein Almosen bat, und mein Freund hunderterley Einwürffe dagegen machte, sich mit ihm zankte, und durchaus nichts geben wolte. Der arme Mann weinte, und erzählte uns seinen Zustand, welcher fürwahr sehr elend schien, allein das Herze meines Freundes war nicht zu erweichen. Ich hatte indessen bereits etwas, das ich diesem Bettler geben wolte, aus der Tasche genommen, hielt es aber noch in der Hand, und hatte die Begierde zuerit zu erfahren, wie weit die Härtigkeit meines Cameraden gehen könnte, weil ich aber zulezt sahe, daß er mit einem recht sauren Gesichte weiter gieng, gab ich dem Armen das Zuggedachte, und er bezeigte sich darüber sehr danckbar, und rief uns tausend Glück und Segen nach. Dieser Sturm war nun überstanden, ich war aber kaum mit meinem Freunde in unserer Wohnung angelangt, als er mich ganz unfreundlich anblickte, und endlich zu mir sagte: Sie hätten wohl nicht nöthig gehabt, diesem alten Landstreicher etwas zu geben, durch diese Freygebigkeiten werden solche Leute nur noch

mehr verdorben, und ihre unnöthige Großmuth ist gleichsam eine Beschimpffung für mich; sie hätten mich damit verschonen können. Auf diesen Verweiß erwiederte ich ihm, daß er mich ganz unbillich einer unnöthigen Großmuth beschuldigte; und weil ich dßfals nicht meine Person, sondern meine That zu rechtfertigen hatte, so stellte ich ihm vor, ob es nicht lächerlich seye, daß er alle seine Gemüths- und Leibes-Kräften aufwiegelte, um nur ein geringes Geld damit zu ersparen. Anstatt, daß er sich so erschrocket, geängstet, und mit einem Krüppel herum gezancket hätte, und anstatt, daß er auf der Wiese, wie ein schüchtern Reh hin und her geloffen wäre, und sich dabey ermüdet und erhizet hätte, wäre es ihm weit anständiger und nützlicher gewesen, wenn er auch nur das geringste dem armen Manne zugeworfen haben würde. Dieser Elende hätte dieses wenige für eine genugsame Gabe angesehen, und ihm dafür mit einem gerührten Herzen gedancket, er selbst aber hätte keinen Verlust an seinem guten Beutel verspühren können, überdaß solte er bedencen, daß er eben so leicht der Betler, und der Betler eben so leicht er hätte seyn können, wie es ihm denn hernach gefallen haben würde, wenn ihm die Menschen gleichermassen begegnet hätten. Ich moralisirte ferner mit ihm, allein er war so eigensinnig, daß er mir durchaus nicht gestehen wolte, es seye löblich den Armen ein Almosen zu geben. Wir speißten nachgehends eine
 fleis

kleine Abend-Mahlzeit miteinander, da ich aber merckte, daß er über mich zimlich ungehalten war, und nicht das geringste mit mir sprechen wolte, wünschte ich ihm eine gute Nacht, und gieng zu Bette. Mein Gemütthe war aber mit der Erinnerung und mit dem Nachdencken dieses häßlichen Verfahrens so sehr beschäftigt, daß ich lange nicht einschlaffen konnte, endlich aber wurde ich matt, schlies ein, und hatte folgenden Traum:

Ich war auf einer ungemein breiten und langen Ebene, welche rund umher mit Pallisaden verzaunet war, gegen Osten war der Eingang, ein sehr grosses und von einer harten unbekanntten Materie aufgebautes Portal, bey diesem stand ein Mensch, der aus lauter schwarzen Puncten zusammengesetzt, ganz durchsichtig und ohne das geringste Zeichen eines Geschlechtes war. Dieser sprach mit allen daselbst ankommenden Leuten, und ich schlosse, es müste derselbe der Zöllner oder Visitirer seyn, denn sobald er sein Gespräch mit jemanden geendiget hatte, gab er mit einer unglaublichen Behendigkeit einen Zettel, der ich weiß nicht woher kam, indem dieser wunderliche Mensch weder Kleider noch Schubfäcke, und weder Pappier noch Schreibzeug hatte; die Leute nahmen den Zettel von ihm an und ließen auf die besagte Ebene hinein. Was mich aber am meisten dabey wunderte, war, daß ich keinen einigen von den ankommenden natürli-

H 3

chen

chen Menschen sahe, der dem andern unnatürli-
 chen etwas für den Zettel bezahlt hätte, deswe-
 gen verwarff ich auch meine erste Meinung und
 hielt ihn weder für einen Zöllner noch für einen
 Visitirer mehr. Gegen Westen war der Aus-
 gang des grossen Plazes und hatte drey breite
 Thore von einer ganz weichen und mir gleich-
 fals unbekanntem Materie, und welche neben
 einander stunden; auf dem einen zur rechten war
 das Wort Hoffart mit goldenen und verzoge-
 nen Buchstaben recht prächtig geschrieben. Auf
 dem mittleren war das Wort Wollust mit ro-
 then Buchstaben auf weissem Grund zu lesen,
 das dritte Thor zur linken aber, sah sehr schlecht
 und gefiekt aus, und auf einem Schild der daran
 herunter hieng, war das Wort Geitz in ganz
 Kleinen und kaum leserlichen gelben Buchstaben
 auf schwarzem Grund zu sehen. Mitten auf der
 Ebene war eine erstaunliche Menge Volckes, ei-
 nige davon hatten Wechselbriefe, Obligationen
 und dergleichen Pappiere in Händen, andere
 hatten Säcke und Beutel mit Geld gefüllet bey
 sich, wiederum andere hatten allerhand Juwe-
 len, goldene und silberne Geschirre und andere
 solche Kostbarkeiten, der meiste Theil aber hat-
 te Kleider, Betten, Hausrath und sonst andere
 geringe Dinge um sich herum liegen. Alle diese,
 welche etwas hatten und es zu verwahren schie-
 nen, sahen forchtsam und betrübt aus; ihnen ge-
 gen über aber, stunden ungehliche Weibs-Ver-
 söhnen,

sohnen, welche entweder nackend oder gar ohne Haut waren und nichts als weinende und schreyende Kinder um sich hatten, welche gleichfals ohne Kleider waren. Ich verwunderte mich über diesen wunderbaren Anblick, noch mehr aber, als ich sehen mußte, wie alle bey dem grossen harten Portal hereinkommende, sobald sie den Zettel empfangen, auf diejenige Seite liefen, wo das viele Volck mit den Gütern war, sich eine Persohn davon auslassen, dieselbe entweder bestohlen oder gänzlich beraubten und alsdenn durch eines der drey Thore hinaus liefen. Jedoch, auf einmahl werde ich meines obenbeschriebenen Freundes gewahr, dieser kommt zu der Eingangs-Pforte, spricht mit dem punctirten Thorwärter, und empfängt von ihm gleichfals einen Zettel. Es überfiel mich sogleich eine plötzliche Freude, daß ich jemand unvermutet erwarten konnte, der mir alles dieses, was ich bishero gesehen hatte, erklären sollte; ich sprang daher eilends zu ihm hin und bat ihn, daß er mir doch sagen möchte, wo ich seye und was alle diese Leute und Pforten bedenten. Er verwunderte sich zwar über meine Gegenwart, nichts destoweniger versprach er mir, von allem eine getreue Nachricht mitzutheilen. Zu diesem Ende wies er mir zuerst seinen Zettel, worauf das Wort Geitz geschrieben war, hierauf ließ er sich also vernehmen: Das Bild, welches dorten bey der grossen einzelnen Pforte stehet, ist

lebhaft und ein Geist, er hat das Vermögen sich auszudehnen, so breit und hoch er will, und auch, sich wieder zusammenzuziehen, so klein er will, es ist nichts materialisches an ihm, daher ist er so durchsichtig, die schwarzen Puncten aber sind so viele Luftkugeln, als er jedesmahlen zu seinem Raum bedarf. Seine Gestalt hat er der menschlichen abgeborgt, damit man mit ihm umgehen könne, er kan nicht sprechen, er macht aber gewisse Bewegungen mit seinem Munde, wodurch er von einem jeden der hier eingeht und einen Zettel begehrt, verstanden wird. Und kurz, er ist der Schein und die Zettel von ihm heißen nach seinem Rahmen Scheinbahr. Auf diesen Platz darf niemand eintreten, als diejenigen, welche entweder Schulden zu bezahlen oder Schulden zu fordern haben. Unter die erstere werden nicht nur solche gerechnet, welche würcklich ihren Gläubigern etwas bezahlen sollen, sondern auch diejenigen, welche nicht Wis und Macht genug haben, ihre Güter zu beschützen. Zu den andern aber zehlet man die, welche würcklich etwas von ihren Schuldneren zu fordern haben, oder aber, die gerne etwas fordern möchten, und diesen letzteren wird allein ein Zettel mitgetheilt, den andern allen aber nicht. So bald nun einer von dieser letzten Gattung herein kommt, so muß er dem Schein anzeigen, zu welchem Gebrauch er fordern will. Und hieben hat er zu dreyerleyen die Wahl. Die drey Pforten, welche

☉

che dorten nahe aneinander stehen, sind die Ausgänge zu den dreyerley Anwendungen, des geforderten. Hinter jeder Pforte ist eine unauslöschliche Flamme, worein die bey dem Eintritt empfangene Zettel müssen geworffen werden. Hier können sie sehen, Hoffart, Wollust, Geiz, diese sind die Nahmen dieser drey Thore, ein jedes führet zu der Gesellschaft, die ihrem Nahmen beykommt. Inzwischen, daß ich es nicht vergesse, muß ich ihnen auch ein Geheimniß sagen, welches sie weder gesehen haben noch sehen werden. Jeder Fordernde, der von dem Schein einen Zettel kriegt, muß vorher in eine kleine Höhle treten, welche aufferhalb dem Eingangsthore ist, daselbst wird ihm, vermöge einer künstlichen Maschine das Gewissen, jedoch ohne Schmerken ausgezogen, und ihm nicht mehr zurückgegeben, biß er etwan gesonnen wäre, seine Gesellschaft und diese ganze Gegend zu verlassen, alles Abgenommene und Entwandte den Eigenthümern zurück zu geben und sich zu verschwören, sein Lebtag nicht mehr als ein Forderer auf diese Ebene zu kommen. Sollten sie in die Höhle gehen, so würden sie darinn ganze Millionen Gewissen antreffen, daraus sie leicht schliessen können, wie wenige zurückkommen und ihre Gewissen wieder annehmen wollen. So viel von diesem Geheimniß. Nun wollen wir uns zu den Pforten wenden. Hier sehen

sehen sie aufferhalb der Pforte der Hoffart, eine Menge Volckes in prächtigsten Kleidern und mit vielem herrlich gekleideten Gesinde, der ganze Boden, worauf sie treten, ist mit den kostbarsten Tapeten von Safftfarben belegt, hier sind ganze Alleen von hohen Spiegeln, dort Pyramiden und andere Auszierungen von dem feinsten Porcelain, alle andere Geräthe sind vergoldet und versilbert. Sehen sie hier bey dem Thor der Wollust, diese erstaunliche Anzahl Leute, diese spielen, jene fressen und sauffen, andre tanzen, umarmen sich und unterhalten einander mit Liebes Händeln. Die Leuten aufferhalb dieser beyden Thore bringen das Ihrige durch mit Hoffart und Wollust. Aber hier aufferhalb des dritten Thors, da, da sitzen die ruhigen Menschen; Sehen sie hier ihrer etliche tausend, welche ganz gelassen bey ihren Tausenden sitzen. Jeder ist mit etlichen Geld-Säcken und Geld-Kisten, gleichsam als mit einer Wagenburg umgeben. Diese Creaturen essen sehr wenig, trincken meistens Wasser, kleiden sich schlecht, fliehen alle Ergöcklichkeiten, und haben sehr wenige Ausgaben. Ihre magere Gestalten und bleiche Angesichter kommen von der grossen Empfindung der Freude über ihre Schätze; Damit sind sie vergnügt und wünschen nichts mehr, als daß sie nur noch ein paar mahl auf diesen Platz hereinkommen und

und noch eine und andere alte und neue Münzen nehmen und zu den bereits besitzenden hinaus bringen dürfften, inzwischen, wenn es ihnen auch vielleicht erlaubet würde, so giengen sie doch nicht herein, sie sind so sorgfältig, ihre schon habende Güter zu bewahren, daß sie sich nicht getrauen solche allein zu lassen. Sie haben alle mit einander einen gleichen Sinn, Keiner trauet dem andern. Nun schauen sie einmahl zurück und beobachten sie, wie die Leute hier fordern und dann ihres Weges weiter gehen. Ein Theil fordert mit List, der andere mit Gewalt, ein jeder aber nimmt Dinge, welche ihm zu derjenigen Gesellschaft, zu welcher er durch das ihm bestimmte Thor gehet, am anständigsten und zum Gebrauch am nützlichsten düncken. Nun können sie sich hier recht umsehen. Ich muß also mein eigenes Geschäfte ausrichten, es möchte mir sonst ein anderer zuvor kommen. Indem mein Freund dieses sprach, gieng er von mir auf diejenige Seite, wo die theils nackende theils geschundene Weibspersonen mit so vielen Kindern waren, und ich kam fast aus mir selber, als ich sahe, wie er einer davon, welche ihm zu Füßen fiel, seine Knie küßte und bitterlich weinte, mit einem scharfen Messer die Haut über den Leib herunter zog, und diese Haut, so blutig sie auch war, auf die Schultern legte und gegen das Thor

Thor des Geistes lief. Ich lief auch dahin,
 hieute meinen Freund an und fragte ihn: War-
 um er mit dieser Frauen doch so erbärmlich um-
 gegangen sey, und wer denn diese Weibs-Per-
 sonen und Kinder seyen? Hierauf erwiederte er:
 das sind lauter Wittwen und Waisen ohne
 Unterscheid des Alters. Dieser Wittwe, die
 ich nun rein abgeschunden habe, dieser ihr Mann
 ist schon vor sechs Jahren gestorben, und war
 mir hundert Thaler schuldig. Gleich nach sei-
 nem Tode wurde die Wittwe von mir in ihrem
 Hause angefordert, und drey-mahl nahm ich
 einen Theil meiner Bezahlung von ihr. Das
 erstemahl nahm ich ihr ihr Haußgeräthe, das
 anderemahl ihre Betten, und das drittemahl
 ihre Kleider. Weil sie nun nicht das geringste
 mehr übrig hatte, und also nackend war, mußte sie
 hier herein zu den andern ihres Gleichen, und wie
 diese, warten, ob etwan jemand vorbeikommen
 möchte der ihr ein Kleid zuwürffe oder sich son-
 sten ihrer annähme oder endlich gar wiederum
 in ihre Wohnung verbülffe, da aber dergleichen
 Barmhertzigkeit kaum einer unter hundert
 geschiehet, und auch diese öfters viele Jahre
 warten muß, biß es geschiehet, so ist leicht zu
 gedencfen, daß die meisten davon hier umkom-
 men. Als ich nun, wie gesagt, so geduldig
 war und ihr nicht alles auf einmahl, sondern
 nach und nach genommen, kriegte ich zwar mein
 völs

völliges Capital zurück, an den Zinsen aber fehlten noch etliche Thaler, weil sie nun hier war und nichts mehr übrig hatte, als ihren Leib, folgte ich dem Beyspiel so vieler anderen und zog ihr die Haut davon ab, und mit dieser, ob sie gleich nicht viel werth ist, kan ich doch vieles ausrichten, und sie kommt mir trefflich zu Nuze. Fürs erste habe ich mir damit einen Theil der rückständigen Thaler bezahlt gemacht. Fürs zweyte, will ich die Haut jeko in eine Kirche auf den Altar zum Geschenke legen, und also einem gewissen Lasterer das Maul stopffen, der mir vorgeworffen hat, ich wäre so reich, und hätte in langer Zeit nichts in die arme Kirche geschicket, da ich es doch versprochen hätte. Fürs dritte, kan ich jeko dieses Versprechen mit einer Sache erfüllen, die mich fast nichts kostet, und die ich ohnehin weder verkauffen noch anderwärts gebrauchen könnte.

Auf diese gottlose Rede erschrack ich so heftig, daß ich plötzlich mit einem Angst-Schweiß erwachte, und an folgende Zeilen des vortreflichen Benjamin Neukirchs gedachte:

Nimm,

Nimm, wo du nehmen kannst, durch künstliches
 Betrügen,
 Laß hundert Lazaros vor deiner Thüre liegen;
 Schick armer Wittwen Zins dem Priester in
 das Haus,
 Und lösche Moses Zorn mit fremden Thränen
 aus.

Wer nicht den Himmel hört, der mag zur Hölle
 reysen.



Die
Roman = Selden,

Aus dem Französischen *
des Boileau
ins Deutsche übersetzt.

1745.

* Siehe les Oeuvres de Mr. Nicolas Boileau Despreaux,
Tom. III. l'Ed. 1732. 8. à la Haye.

§. Der größte Theil der folgenden Anmerkungen, sind von denen, welche im Französichen, dem Text untergesetzt worden.



Erinnerung des Verfassers. (1)



ur Verfassung dieses Gesprä-
ches, welches hiemit der Welt
vor Augen geleyet wird, hat
die ungeheure Menge der No-
manen, welche gegen die Mitte des vergan-
genen Jahrhunderts zum Vorschein gekom-
men, Gelegenheit gegeben. Der Ursprung da-
von ist kürzlich folgender: Honorius von Urfe,
ein sehr vornehmer Mann in dem Lionnesischen,
und von verliebtem Gemütthe, wolte eine grosse
Anzahl Reimen, die er auf seine Schönen ge-
dichtet, in ein vollständiges Gedichte bringen,
und unterschiedliche Liebes-Händel, die ihm be-
geg-

(1) Diese wurde No. 1710. gemacht, da der Verfasser
74. Jahr alt war.

gegnet, mit beyfügen; er gerieth daher auf eine sehr angenehme Erfindung. Er dichtete, daß in Forez, einem kleinen Strich Landes, zu Auvergne gehörig, zu den Zeiten der ersten Frankösischen Könige, (2) einige Schäffer und Schäfferinnen gewesen, welche an den Ufern des Flusses Lignon gewohnet, und ohngeachtet sie viele Güter hatten, und in den glücklichsten Umständen lebten, jedennoch aus eigener Lust, und zu ihrem unschuldigen Vergnügen, ihre Heerden selbstengeweydet haben. Weil nun alle diese Schäfer und alle diese Schäferinnen in einem grossen Müßiggang lebten, so verweilte die Liebe nicht, wie leicht zu errachten und der Dichter selbst erzehlet, auf ihre Tristen zu kommen, sie zu beunruhigen und eine Menge wichtiger Zufälle hervorzubringen. In diesen Gegenden ließ von Urte alle seine Begebenheiten vorkommen, er mengte auch viele andere mit darunter, und bediente sich dabey seiner Reime, wovon ich oben gesagt habe, und welche, so schändlich als sie waren, doch um der Kunst wegen, womit er sie sehr geschickt ausarbeitete, gelitten wurden. Denn er beschreibt alles mit einer lebhaften und zierlichen Erzählung, mit sehr geistreichen Erdichtungen, und mit so wohl sinnreich ersonnenen als artig unterschiedenen und sehr

(2) Am Ende des fünften und zu Anfang des sechsten Jahrhunderts.

sehr ordentlich beygehaltenen Characteren. Er schrieb also einen Roman, der ihm vielen Ruhm erwarb, und der sogar von Leuten vom besten Geschmack sehr hochgeschäzet wurde. Die Sittenlehre darinn ist zwar sehr tadelhaft, denn er spricht von nichts als von Liebe und Wollust, zuweilen tritt er auch gar der Schamhaftigkeit allzunabe. Er theilte diß Buch in vier Theile ein, (3) und betiteltte es l'Astrée, nach dem Nahmen der Schönsten unter seinen Schätferinnen. (4) Als er nun unter dieser Arbeit starb, fertigte Baron, sein Freund, oder wie andere wollen, einer seiner Bedienten, (5) den fünften Theil nach dem Aufsatz des Verstorbenen dazu, und beschloß damit das Werck, welcher jedoch keinen geringern Beyfall, als die vier vorhergehende Theile erlangte. Der glückliche Fortgang dieses Romans ermunterte nachgehends

3 2

die

- (3) Der erste kam heraus No. 1610. der zweyte, zehen Jahre hernach, der dritte, vier oder fünf Jahre nach dem zweyten, und vierde wurde zu Ende gebracht, eben da der Verfasser mit Tod abgieng, No. 1625.
- (4) Diese war Diane von Chateau-morand, welche zu erst an den ältern Bruder des Herrn von Urfe, hernach aber an ihn selbst verheyrathet war. Siehe les Eclaircissements de Mr. Patru für l'Histoire de l'Astrée, und die XII. Dissertation de Mr. Huet, Bischoffen von Auranches.
5. Balthasar Baro war sein Secretair, wie der Verfasser der Historie de l'Academie Francoise will; er gab den fünften Theil der Astrée No. 1627. heraus.

die erhabene Geister so starck, daß sie eine Menge anderer dergleichen nachahmeten, wovon einige zehen bis zwölff Theile hatten, und es schien in selbigen Zeiten, als ob sich die Hippocrène auf einmahl erschöpfen solte. Vor allen andern rühmte man die Wercke, der Gomberville, Calprenede, Desmaretz und Scuderi. Diese Nachfolger aber, da sie sich bemühten ihr Original zu übertreffen und seine Caractere zu erhöhen, fielen, nach meiner Meinung, in sehr kindische Schwachheiten. Denn anstatt, daß sie, wie von Urfe, zu ihren Helden, Hirten nahmen, welche sich um nichts anders bekümmerten, als die Herzen ihrer Schönen zu gewinnen, erwählten sie zu dieser seltsamen Beschäftigung, nicht allein Prinzen und Könige, sondern auch die berühmtesten Feldherren aus alten Zeiten; diese wurden von ihnen nach eben dem Geist, wie die Hirten, abgemalt, und als ob sie nach demselben Vorbild, gleichsam ein Gelübde gethan hätten, niemahlen etwas anders zu reden oder anzuhören, als von der Liebe, dergestalt, daß wie von Urfe in seiner Altrée, schlechte Hirten zu vornehme Roman-Helden machte, diese Scribenten hingegen aus den vornehmsten Kriegs-Helden, schlechte Hirten, ja öfters noch gemeinere Leute, (6) als die Hirten, machten.

Bev

(6) Die Verfasser dieser Romanen, schilderten manches

Bey alledem glückte es doch ihren Wercken, unzählliche Bewunderer anzutreffen, und lange Zeit als herrliche Dinge angepriesen zu werden. Diejenigen Romanen aber, welchen man das größte Lob beymaß, waren der Cyrus und die Clelie der Madem. de Scuderi, einer Schwester des Schriftstellers von gleichem Nahmen. Inzwischen verfiel sie dabey, nicht allein in eben das selbige kindische Wesen, sondern sie trieb die Ungereimtheit auf einen weit höhern Grad, denn anstatt daß sie, wie sich gebührte, in der Person des Cyrus, einen König vorstellte, der nach dem Zeugniß der Bibel von den Propheten verheissen, oder wie er vom Herodotus, als der größte Ueberwinder, den man jemahls gesehen, beschrieben, oder aber wie er vom Xenophon abgebildet worden, welcher auch sowohl als sie, einen Roman von dem Leben dieses Fürsten verfertiget hat, anstatt, sage ich, daß sie nach diesen einen vollkommenen Abriß gemacht hätte, stellte sie ihn als einen Artamenes für, der weit närrischer ist, als alle Celadons und Sylvanders, (7) und der mit nichts anders beschäftigt ist, als mit der Sorge für seine Mandane, welche vom Morgen bis an den

3 3

Abend

mahlen, unter den Nahmen dieser Helden, ihre gute Freunde ab, welches geringe Leute waren. Siehe die Anmerkung des 115. Vers des 3. Gesangs de l'Art poetique, de Boileau.

(7) Sind Hirten in dem Roman von der Astrée.

Abend nichts thut, als seufften, jammern und der vollkommenen Buhlschaft nachhängen. Sie hat es in ihrem andern Roman, Clelie, noch ärger gemacht. Sie führt darinnen die Helden der angehenden Römischen Republick auf, den Horatius Cocles, den Mutius Scevola, die Clelia, die Lucrezia, den Brutus, und giebt ihnen noch verliebtere Herzen, als dem Artamenes, denn sie haben mit lauter Geographischen Liebes-Land-Carten (8) zu thun, oder sie geben sich als lerband galante Fragen und Räzel auf, und mit einem Wort, sie thun eben das, was dem Character und der Heldenmäßigen Ernsthaftigkeit dieser Römischen Personen schnurstracks entgegen lauft. Da ich nun damahls, als alle diese Romanen, sowohl der Madem. de Scuderi, als des Calprenede und aller anderer in großem Ansehen stunden, noch sehr jung war, so las ich sie mit eben der grossen Bewunderung, mit welcher auch jedermann dieselbigen las, und ich betrachtete sie als Meisterstücke von unserer Sprache. Als aber die Zahl meiner Jahre immer mehrers zunahm, und die Vernunft meine Augen eröffnete, so sahe ich die Kinderpossen dieser Werke ein. Und da der Satyrische Geist in mir zu herrschen anfieng, hatte ich keine Ruhe, bis ich nicht,

nach

(8) Die Land-Carten vom Païs de Tendre, im ersten Theil des Romans von der Clelie.

nach Art des Lucians, ein Gespräch wieder diese Romanen verfaßt hätte, worinnen ich nicht nur ihre schwache Gründe, sondern auch ihre gezwungene Künsteleyen der Sprache, ihren abentheurlichen und nichts würdigen Umgang miteinander, die vortheilhaften Abbildungen, welche nur von mittelmäßiger Schönheit, ja zuweilen erzehelich sind, und alle das unendliche lange Liebes-Geschwätze angreifen wolte. Diemeil aber Madem. de Scuderi damahls noch lebte, begnügte ich mich schon damit, daß ich dieses Gespräch in meinen Gedancken machte, und weit gefehlt, daß ich es wolte drucken lassen, überwand ich mich gar, daß ich es nicht einmahl aufschrieb, damit es auf Pappier ja niemanden zu Gesichte kommen möchte, denn ich wolte einer solchen Jungfer keinen Verdruß machen, welche überhaupt viel Verdienst hatte, und welche, wenn man allen denen glauben will, die sie gekannt haben, ohngeachtet ihrer schlimmen Sittenlehre, die sie in ihren Romanen vorgeschrieben, doch mehr Frömmigkeit und Ehre, als Wit hatte. Jezo aber, da der Tod sie und alle die andere Romanenschreiber von den Lebendigen abgesondert hat, (9) so hoffe ich, man wird es für nichts Böses ansehen, daß ich mein Gespräch, so wie

3 4

ich

(9) Madem. de Scuderi starb in Paris, den 2. Juny 1701. ihres Alters 95. Jahr.

ich mich desselben aus dem Gedächtniß erinnern
 Fonte, hiemit ans Licht stelle. Dieses scheint mir
 auch um so viel nothwendiger, denn als ich es in
 meiner Jugend, etlichemahl in Gesellschaften,
 wo Leute von gutem Gedächtniß waren, her-
 sagte, haben diese Personen unterschiedliche Stü-
 cke daraus gefaßt, und nachhero eine Schrift
 davon gemacht, welche unter dem Nahmen ei-
 nes Gespräches des Herrn Despreaux (10) aus-
 gegeben

(10) Es erschien soaleich No. 1688. in dem zweyten Theil
 der Retour des Pieces choisies, alsdenn wurde es den
 Wercken des Herrn von St. Evremont, unter dem
 Titel: Dialogue des Morts, einverleibt. Monf. Des-
 preaux hatte den Urawohn, daß der Marquis von
 Sevigne der vornehmste Urheber davon seye, denn
 er sagt in einem Schreiben, vom 27. März 1704.
 an . . . : "Eben er ist derjenige, der am meisten
 "davon im Gedächtniß behalten hat, aber alles die-
 "ses ist nicht mein Gespräch, und ihr werdet dessen
 "sogleich überzugenet sehn, wenn ich euch einige Stel-
 "len davon sage. Ich habe es für dienlich gehalten,
 "dasselbe nicht bekant zu machen, und das um sehr
 "gründlicher Ursachen wegen, die ihr ohne allen
 "Zweiffel, selbst billichen werdet . . . Alles die-
 "ses verhindert mich dennoch nicht, daß ich es nicht
 "sehr genau noch aus dem Gedächtniß herhöhlen
 "solte, wenn ich nur ein wenig zurückdenken will,
 "und daß ich euch nicht noch genug solte sagen kön-
 "nen, eure Erläuterungen meiner Werke damit zu
 "vermehrten ic. ic." Hier sind die Ursachen, welche
 ich (der Herausgeber der Werke des Boileau) in
 mei-

geebett, und an fremden Orten vielmahls gedrucket worden. Hier ist es aber endlich von meiner eigenen Hand. Ich weiß nicht, ob es eben denjenigen Beyfall erhalten wird, den es sonst erhalten hat, wenn ich es manchesmahlen aus dem Kopf hersagen mußte. Dann überdaß, da ich es also hersagte, und allen Personen, die ich anführte, einen Thon gab, der ihnen zukam, so wurden auch diese Romanen damahls fast von jedermann gelesen, und man begriff gar leicht die Kunstgriffe der Spötteleyen, welche ich dabey gebrauchte. Nun aber, da sie in

3 5 sol

meinem Brief an ihn, unterm 11. Aprill, angewendet, ihn zu überreden, daß er sein Gespräch zu Pappier bringen möchte.

- I. Dieses Gespräch wird das Lächerliche und das schädliche der Romanbücher entdecken.
- II. Nach dem öffentlichen Zeugniß des Herrn Arnaud, und verschiedener anderer Schriftsteller, welche von diesem Gespräch Erwähnung gethan haben, wird die Nachkommenschaft euch dasjenige zueignen, welches unter eurem Nahmen gedruckt worden, und doch nicht von euch ist.

Einige Zeit darauf entschlosse sich der Herr Despreaux endlich, es zu Pappier zu bringen, und er wolte, daß mir sein original Manuscript zugestellet würde, welches auch nach seinem Tode getreulich erfolgte.

solche Vergessenheit gerathen, daß man sie fast gar nicht mehr liest, so zweifle ich, daß mein Gespräch noch von eben derselben Würckung seye. Woran ich jedoch im geringsten nicht zweifeln darf, ist, daß alle Leute, die Verstand und wahre Klugheit besitzen, mir Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und ohne Mühe erkennen werden, daß ich ihnen unter der Decke, einer dem Ansehen nach sehr spasshaften, närrischen und ausschweifenden Erfindung, wo weder Wahrheit noch Wahrscheinlichkeit dabey vorkäme, vielleicht das am allerwenigsten ungescheide Werk, das je aus meiner Feder geflossen, übergebe.



Die



Die
Roman-Helden.
Ein Gespräch (1)
Nach Art des Lucians.

Minos,
Welcher aus dem Ort herausgeht,
wo er Gericht hält, nahe an dem Pal-
last des Pluto.



Verdammt sey der unverschamte
Schwäzer, der mich diesen gan-
zen Morgen aufgehalten hat!
Der Lumpen-Kittel eines Schuh-
flickers, der diesem gestohlen wurde, da er den
Styr passirte, war die ganze Sache, darum er
so viel Besens machte; noch niemahls habe ich
so

(1) Dieses Gespräch wurde zu Ende des 1664ten Jah-
res und No. 1665. verfaßt.

so viel vom Aristoteles reden hören, fast alle seine Gesetze hat er angeführt.

Pluto.

Minos! Ihr seyd sehr zornig!

Minos.

Ey! Seyd ihr hier, König der Höllen! Wie kommt ihr hieher?

Pluto.

Ich werde deswegen gleich mit euch sprechen. Vorhero aber möchte ich gerne wissen, wer der Advocat seye, der euch diesen Morgen mit so vieler Gelehrsamkeit beschwerlich gewesen? War es darum, weil Huot und Martinet (2) gestorben sind?

Minos.

O Mein. Es ist ein junger Abgestorbener, der aber ohne Zweifel bey ihnen in die Schule gegangen. Und ohngeachtet er nichts, als lauter Narrheiten daher schwatzte, so hat er doch nicht eine davon vorgebracht, die er nicht auf das Ansehen der alten Schrifsteller gegründet hätte; er hat aber dieselben so sehr verstellt, daß sie durch seinen Mund die abgeschmacktesten Worte sprachen, denn wenn er sie anzog, so waren sie um und um voller Galanterie, voller Hoheit und voller Unmuth: Es hieß: (3) Plato spricht sehr galant in seinem Timäus, Seneca ist ganz artig

(2) Waren zwey berühmte Advocaten.

(3) So war damahls eine sehr gewöhnliche Weise, vor den Gerichten zu reden. Ist sie nicht noch?

artig in seinen Büchern von den Wohlthaten, Esopus schreibt sehr zierlich in einer seiner Sabeln.

Pluto.

Ihr beschreibet mir hier einen närrischen Kerl. Warum habt ihr ihn aber so lange plaudern lassen? Warum habt ihr ihm nicht das Stillschweigen auferlegt?

Minos.

Ihm, ein Stillschweigen? das ist ein Mensch darnach, er läßt sich den Mund fürwahr nicht sogleich stopffen, wenn er einmahl angefangen hat zu reden. Ich stellte mich wohl zwanzigmahl an, als ob ich von meinem Stuhl aufstehen wolte, ich schrye öfters, Advocat! Seyd so gut und hört auf! aber alles umsonst. Er blieb bis alles zu Ende war, und nahm die ganze Audienszeit für sich allein. Ich habe noch niemahls, einer solchen Raserey zu reden, zugehört, und wenn diese Unordnung fortgesetzt wird, so glaube ich, ich muß mein Amt aufgeben.

Pluto.

Es ist wahr, die Verstorbenen sind noch niemahls solche Narren gewesen, als heutiges Tages. In langer Zeit schon, ist keine Seele herunter gekommen, welche einen natürlichen Verstand hätte, und ohne von den Hoff-Leuten zu sagen, so sehe ich keine tollere, als diejenige, die man galante Leute nennet. Sie reden alle eine gewisse Sprache, welche bey ihnen Galanterie

terie heißt: Und wann ich und Proserpine ihnen zu verstehen geben, daß uns dergleichen zu wieder sey, so halten sie uns für Vöbel-Leute, und sagen, wir wären nicht galant. Ja, man hat mich versichert, daß alle höllische Dörter, ja so gar die Eliseische Felder selbst mit dieser pestilenzischen Galanterie angesteckt seyen, dergestalt, daß die daselbst wohnende Helden, und besonders Heldinnen, anjeho die tollsten Leute wären, und dieses hätten sie gewissen Schriftstellern zu danken, welche ganz rasend-verliebte Personen aus ihnen gemacht, und sie diese saubere Sprache gelehret hätten. Wann ich euch aber die Wahrheit sagen soll, so kan ich es kaum glauben. Nein. Ich kan mir nicht einbilden, daß ein Cyrus und ein Alexander, wie man mich berichtete, so geschwind seyen zu einem Thyrsis und zu einem Cesladon worden. Damit ich nun in dieser Sache eine klare Gewisheit erfahren möge, so habe ich Befehl gegeben, daß man heute aus den Eliseischen Feldern und aus allen andern Gegenden des unterirdischen Reiches, die berühmtesten dieser Helden hieher kommen lasse, zu dem Ende habe ich diesen grossen Saal, da, wie ihr sehet, meine Leibwachten ausgestellt sind, zu ihrem Empfang zubereiten lassen. Wo ist aber Rhadamanthus?

Minos.

Wer? Rhadamanthus? Er ist in den Tartarus gegangen, um daselbst einen Lieutenant-Cri-

Criminel, (4) aussteigen zu sehen, welcher erst fürhlich aus der andern Welt angekommen, allwo er, wie die Rede gehet, so lange er lebte, wegen seiner grossen Geschicklichkeit in dem Richteramt so sehr berühmt, als wegen seines unaussprechlichen Geitzes verachtet gewesen.

Pluto.

Ist es nicht eben derjenige, welcher gedachte sich um einen Heller, den er dem Charon bey der Überfahrt des Flusses nicht bezahlen wolte, lieber noch einmahl umbringen zu lassen?

Minos.

Das ist eben derselbe. Habt ihr aber seine Frau gesehen? Da wäre etwas abzuschildern gewesen, wie sie anlangte; sie war mit einem Leilach von Atlas bedeckt.

Pluto.

Wie? von Atlas? das ist ja sehr prächtig.

Minos.

Nichts weniger; das ist eine Sparsamkeit. Diese herrliche Kleidung war nichts anders, als drey zusammengenehte Carmina, welche man ihrem Manne in der andern Welt verehrt hatte. Welche niederträchtige Seele! Ich fürchte, sie

(4) Der Lieutenant-Criminel, Tardieu, und seine Frau, wurden zu Paris, in eben dem Jahr, als diß Gespräch gemacht worden, No. 1664. von einigen Räubern des Nachts in ihrem Hause umgebracht. Siehe ferner davon in den Oeuvres de Mr. Boileau, la Satire X. vom 253. Vers ic. mit den Anmerkungen.

sie vergifte die ganze Hölle. Alle Tage schreyt man mir die Ohren voll wegen ihrer Diebereyen. Vorgestern stahl sie den Spinnrocken der Clotho, und sie ist eben diejenige, welche dem armen Schubsticker bey der Überfahrt aufpakte, und ihm seinen Kittel raubte, um wessentwillen ich auch diesen Morgen so verdrießlich gemacht wurde. Wie habt ihr euch doch je können in Sinn kommen lassen, die höllischen Dertter mit einer solchen Creatur zu beschweren?

Pluto.

Sie mußte ihrem Manne folgen, widrigenfalls, ohne sie bey sich zu haben, wäre er nicht genug gestraft gewesen. Aber siehe, wo ich nicht irre, so kommt hier Rhadamanthus. Was mag geschehen seyn? Er sieht so erschrocken aus.

Rhadamanthus.

Mächtiger Höllen-König! Ich eile hieher, euch vorzustellen, daß ihr mit Ernst bedacht seyd, euch und euer Königreich zu beschützen. Im Tartarus ist eine grosse Aufruhr wieder euch entsponnen. Alle Verdammte haben die Waffen ergriffen, und den Entschluß gefaßt, euch nicht ferner unterthan zu seyn. Dort unten habe ich den Prometheus angetroffen, seinen Geber trägt er auf der Faust. Tantalus ist so berauscht, daß es nicht ärger seyn kan. Ixion hat eine Furie genothzüchtigt, und Sisyphas sitzt auf seinem Berg, und ermahnet alle seine Nachbarn, das Joch eurer Herrschaft abzuwerffen.

Mis

Minos.

Welche Böswichter! Ich habe diesen unglücklichen Zufall schon lange befürchtet.

Pluto.

Fürchtet euch nicht. Minos! Ich weiß schon, wie ich sie bändigen kan. Inzwischen ist aber keine Zeit zu verstreuen. Geschwind befestige man die Zugänge. Man verdopple die Wachen meiner Furien, man bewaffne alle höllische Krieger, man lasse den Cerberus los. Ihr, Rhadamanthus, geht zum Mercurius, und sagt ihm, daß er uns die Artillerie meines Bruders Jupiters schicke. Ihr aber, Minos! bleibet bey mir. Wir wollen unsere Helden sehen, ob sie im Stande seyen, uns beyzustehen. Ich bin in einer glücklichen Stunde auf die Gedanken gerathen, sie heute hieher kommen zu lassen. Wer ist aber dieser gute Mann, der mit seinem Stab und mit seinem Ranzen daher kommt? Hei, das ist Diogenes, der Narr; Was wille du hier?

Diogenes.

Ich habe die Gefahr eurer Umstände vernommen, daher komme ich, als euer getreuer Unterthan, euch meinen Stab anzubieten.

Pluto.

Da haben wir eine gewaltige Hülffe an deinem Stab.

R

Diogenes

Diogenes.

Spottet nur nicht zuviel. Ich werde vielleicht, unter allen denen, die ihr hieher ruffen lassen, nicht der unnütze seyn.

Pluto.

Ey was? Kommen nicht unsere Helden?

Diogenes.

Freylieh, ich habe dort unten einer Menge Narren begegnet. Diese sinds ohne Zweifel. Habt ihr etwan Lust, ihnen einen Ball zu geben?

Pluto.

Warum einen Ball?

Diogenes.

Darum, weil sie so ganz geschickt zum tanzen aussehen. Sie sind fürwahr recht artig. Ich habe mein Tage nichts weibischers und galanteres gesehen.

Pluto.

Gut, gut, Diogenes! Du mußt allemahl etwas zu spotten haben. Ich kan aber die Satyrischen Seelen nicht wohl leiden. Zudem, sind jene auch Helden, vor welchen man Respect haben soll.

Diogenes.

Ihr werdet gleich selbst erfahren, wer sie sind, Ich sehe, wie sie schon herzunahen. Herbey, ihr berühmten Helden! und ihr, noch berühmtere Heldinnen, die ihr in vergangenen Zeiten von allen Menschen bewundert worden. Ihr habt hier

hier eine schöne Gelegenheit, euch hervor zu thun.
Herbey, herbey, alle miteinander.

Pluto.

Schweige du. Einer nach dem andern soll erscheinen, aufs höchste mag er einen seiner Vertrauten bey sich haben. Jedoch, vor allen Dingen, Minos, ich und ihr wollen uns in diesen grossen Saal verfügen, den ich, wie schon gesagt, habe zubereiten lassen, sie zu empfangen, und wovon, nach meinem Befehl, unsere Stühle sollten gestellet und ein Geländer gemacht werden, welches uns von allen übrigen absondere. Wir wollen nun hineingehen. Vortreflich! Alles ist in dem Stande, wie ich verlangte. Diogenes, folge uns. Ich bedarf deiner, du kannst mir die Nahmen der hervortretenden Helden sagen. Denn vermöge der Art, mit welcher du Bekanntschaft mit ihnen gemacht hast, kan mir in diesem Fall niemand besser an Handen gehen, als du.

Diogenes.

Ich werde mein bestes thun.

Pluto.

Stelle dich demnach nahe zu mir hieher. Ihr Leibwachten! So bald ich allemahl einen, von denen die nun hereinkommen, werde examiniret haben, so laßt ihn sogleich in die langen und finstern Gallerien, welche gleich hinter diesem Saal sind,

sind, eintreten, und sagt ihnen, daß sie daselbst meine weitere Befehle erwarten sollen. Laßt uns niedersitzen. Wer ist, der hier zum ersten kommt, und sich so träge auf seinen Waffenträger lehnet.

Diogenes.

Das ist der grosse Cyrus.

Pluto.

Wer, dieser grosse Monarch, der das Reich der Meder auf die Perfer brachte, der so viele Schlachten gewann? Da er noch in der obern Welt lebte, kamen fast alle Tage dreißig bis vierzig tausend Seelen herunter. Kein Mensch hat mir jemahls so viel zugeschickt, als er.

Diogenes.

Zum wenigsten nehmt euch in Acht, daß ihr ihn nicht Cyrus nennet.

Pluto.

Warum?

Diogenes.

Er heißt nicht mehr also. Sein nunmehriger Name ist Artamenes.

Pluto.

Artamenes! Womit hat er diesen Namen verschuldet? Ich erinnere mich nicht, diesen Namen jemahls gelesen zu haben.

Diogenes.

Ich sehe wohl, daß ihr seine Geschichte nicht wisset.

Plus

Pluto.

Wer, ich? Ich kenne meinen Herodotus so gut, als sonst jemand.

Diogenes.

Vermuthlich. Bey alle dem aber, könnet ihr mir wohl sagen, warum Cyrus so viele Provinzen erobert, Asien, Medien, Hyrcanien, und Persien durchgezogen, und mehr als die Hälfte der Welt verwüstet habe?

Pluto.

Welche Frage! Weil er ein ehrgeiziger Prinz war, welcher gerne die ganze Welt unter seiner Herrschaft haben wollte.

Diogenes.

Nichts weniger. Alles geschah darum, weil er seine Prinzessin bestreyen wollte, welche entführet worden.

Pluto.

Welche Prinzessin?

Diogenes.

Mandane.

Pluto.

Mandane?

Diogenes.

Ja. Und wisset ihr, wie oft sie ist entführet worden?

Pluto.

Wo könnte ich dieses wohl finden?

R 3

Dio!

Diogenes.

Acht mahl.

Minos.

Arme Schönheit! die durch so viele Hände gegangen.

Diogenes.

Das ist wahr. Allein ihre Räuber waren die tugendhaftesten Bösewichter von der Welt. Sie haben sich wahrhaftig nicht unterstanden, sie zu berühren.

Pluto.

Ich zweifle. Wir wollen aber den närrischen Diogenes lange genug schwätzen lassen. Ich muß mit Cyrus selbst sprechen. Wohlan, Cyrus! Man muß kämpfen. Ich habe euch hier fordern lassen, damit ich euch das Commando über meine Truppen übergebe. Jedoch, wie ist's? Er antwortet mir nichts. Ihr werdet vielleicht sagen wollen, er wisse nicht, wo er seye.

Cyrus.

Ach, himmlische Prinzessin!

Pluto.

Wie?

Cyrus.

Ach, ungerechte Mandane!

Pluto.

Was ist das?

Cyr.

Cyrus.

(5) Du schmeichelst mir allzuhöflich, mein **Feraulas**! Bist du so einfältig, daß du gedenckest, **Mandane**, die durchlauchtige **Mandane**, könne jemahls ihre Augen auf den unglücklichen **Artamenes** wenden? Nichts destoweniger wollen wir sie lieben. Sollen wir aber eine Grausame lieben? Sollen wir einer Unempfindlichen dienen? Sollen wir eine Uerbittliche verehren? Ja. **Cyrus**! eine Grausame muß man lieben. Ja. **Artamenes**! einer Unempfindlichen muß man dienen. Ja. **Sohn des Cambyses**! die uerbittliche Tochter des **Cyaxares** muß man verehren.

Pluto.

Er ist toll. Ich glaube, **Diogenes** habe die Wahrheit gesagt.

Diogenes.

Da seht ihr, daß ihr seine Geschichte nicht wißt. Doch, laßt seinen Waffenträger, **Feraulas**, zu euch hinnahen, er wird sie euch gerne erzählen, er weiß auch alles, was in dem innersten seines Herrn vorgegangen, außs genaueste, er hat auch ein ganz ordentliches Register über alle Wörter gehalten, die sein Herr bey sich selbst, so lange er auf der Welt war, geredet hat, er hat auch allezeit einen Pacc seiner Briefe bey sich in

R 4

der

(5) Nachahmung der affectirten Schreib-Art im Roman des **Cyrus**.

der Tasche. Ubrigens müßt ihr zusehen, daß ihr nicht schläfferig werdet, denn seine Erzählungen sind nicht sonderlich kurz.

Pluto.

Freylich. Ich habe Zeit dazu.

Cyrus.

Aber, allzureichende Person

Pluto.

Welche Reden! Hat man je auf diese Weise gesprochen? Saget mir aber, allzuweinender Artamenes! Habt ihr denn keine Lust zum fechten?

Cyrus.

Um Verzeihung, großmüthiger Pluto! Erlaube mir, daß ich hingehe, und die Historie vom Aglatidas und der Amestris anhöre, die man mir jeko erzählen will. Laßt uns diese Pflicht gegen ein so vortreffliches und unglückliches Paar nicht versäumen. Sehet, ich lasse euch hier meinen getreuen Geraulas zurück, dieser wird euch, von den Geschichten meines Lebens, und von der Unmöglichkeit meines Glückes, nach allen Umständen unterrichten.

Pluto.

Ich will nichts davon wissen. Jagt ihn hinaus, diesen weibischen, weinenden Kerl.

Cyrus.

Ey, mit Erlaubniß.

Plus

Pluto.

Wann du nicht fortgehst

Cyrus.

Und würcklich

Pluto.

Wenn du dich nicht fortpackest

Cyrus.

Was mich anbetrifft

Pluto.

Wenn du nicht von hier wegeilst
Doch endlich ist er hinaus. Hat man jemahls
einen solchen Tropffen gesehen?

Diogenes.

Es ist würcklich damit noch lange nicht aufs
äußerste gekommen, er ist erst bey der Historie
vom Aglatidas und der Amestris. Er hat noch
neun dicke Tomos vor sich, worinnen er sich eben
so gespäßig aufführen muß.

Pluto.

Meintwegen kan er hundert Bände damit an-
füllen, wenn er will; Ich habe jetzt andere Din-
ge zu verrichten, als ihm zu zu hören. Wer ist
aber dieses Frauenzimmer, die hier kommt?

Diogenes.

Kennet ihr nicht die Tomyris ?

Pluto.

Wer, diese wilde Königin der Messageten,
welche den Kopf des Cyrus in ein mit Menschen-

R 5

Blut

Blut angefülltes Gefäß tauchen ließ? Ich will wetten, diese weint nicht; Was sucht sie aber?

Tomyris.

* Man suche überall meine verlorrne Schreibtaffeln, doch, daß sie mir sogleich uneröffnet zu gestellt werden.

Diogenes.

Schreibtaffeln! Ich zum wenigsten habe sie nicht, das ist kein Haustrath für mich. Man sorgt ohnehin genug für die Erhaltung meiner Sprüche, ich habe also nicht nöthig, daß ich selbst dieselbige in Schreibtaffeln zusammentrage.

Pluto.

Ich vermuthe, sie wird nichts anders thun, als suchen. Bald hat sie hier schon alle Ecken und Winkel durchgesucht. Was war denn, grosse Königin! so kostbares in euren Schreibtaffeln?

Tomyris.

Ein Madrigal, welches ich diesen Morgen für den angenehmen Feind machte, den ich liebe.

Minos.

Nun, das gestehe ich, diese ist gräulich verliebt.

Dio

* Diese Rede der Tomyris, sind im Frankösischen, zwey Reimen, aus der Tragedie des Mr. Quinaut, intitulée la Mort de Cyrus. Acte I. Sc. 5. womit sie ihre Rolle anfängt, und heißen:

Que l'on cherche par tout mes Tablettes perduës;
Mais que sans les ouvrir elles me soient rendües.

Diogenes.

Es ist mir leid, daß ihre Schreibtaffeln verlohren sind. Ich hätte gerne ein Messagetisches Madrigal gesehen.

Pluto.

Wer ist aber der angenehme Feind, den sie liebet?

Diogenes.

Das ist eben der Cyrus, der erst kürzlich von hier hinaus gegangen.

Pluto.

So. Sollte sie wohl den Gegenstand ihrer Leidenschaft haben erwürgen lassen?

Diogenes.

Erwürgen? Dieses ist ein Irrthum, den man allein seit fünf und zwanzig Jahrhunderten gemisbrauchet hat, und das aus Versehen eines Scythischen Zeitungsschreiber, welcher ganz ungereimt, die Neuigkeit von seinem Tode, auf ein falsches Gerüchte ausstreute. Seit viersehen oder funfsehen Jahren aber, ist man eines besfern berichtet.

Pluto.

Ich glaube es würcklich auch. Inzwischen, der Scythische Zeitungsschreiber mag gehelet haben oder nicht, so soll sie in diese Gallerien gehen, und, wenn sie will, allda ihren angenehmen Feind suchen; sie halte sich ja nicht auf, ihre Schreib

Schreibtaffeln ferner zu suchen, es ist sehr wahrscheinlich, daß sie dieselben aus Unachtsamkeit verlohren hat; von uns hat sie wohl keiner gestohlen. Wessen ist aber diese grobe Stimme, die ich von dort unten her höre, und eine Arie tremuliret?

Diogenes.

Das ist der grosse eindäugigte Horatius Coacles, der, wie mir einer von euren Leibwachten sagte, hier in der Nähe, bey einem Echo, (7) den er gefunden, ein Lied absingt, welches er für Clelien gemacht hat.

Pluto.

Über was mag doch der narrische Minos so gewaltig lachen?

Minos.

Wer sollte auch nicht lachen? Horatius Coacles singt gegen den Echo.

Pluto.

Es ist wahr. Das ist eine seltsame Sache. Man muß sie sehen. Man lasse ihn hereinkommen, er soll aber deswegen sein Gesang nicht unterbrechen. Minos wird vermuthlich Lust haben, ihn in der Nähe zu hören?

Minos.

Allerdings.

Horat

(7) Siehe den ersten Band der Clélie. pag. 318.

Horatius Cocles
er singt das da Capo des Liedes, das er im
Roman der Clelie singt.

(8) Phenisse selbst gesteht es frey,
Daß nichts so schön als Clelie sey.

Diogenes.

Mich dünckt, ich kenne die Artie. Sie ist eine
Nachahmung des Gesanges von der Thoinon,
der schönen Gärtnerinn. (9)

Horatius Cocles.

Phenisse selbst gesteht es frey,
Daß nichts so schön als Clelie sey.

Pluto.

Wer ist denn diese Phenisse?

Diogenes.

Sie ist eine der galantesten und geistreichsten
Damen der Stadt Capua, sie hat aber eine all-
zugrosse Meinung von ihrer Schönheit, Horas-
tius Cocles spottet ihrer daher, nach seiner Art
aus dem Steigreif, nach der er auch sein gan-
zes Lied machte, und läßt sie selbst bejahen, daß
der Clelie an Schönheit alles weiche.

Minds.

Ich hätte niemahls geglaubt, daß dieser be-
rühmte Römer, ein so vortreflicher Musicus, und
so

(8) Im Französichen heißts also:

Et Phenisse même public

Qu' il n' est rien si beau que Clelie.

(9) War ein damahliges Gassen-Lied.

so geschickter Mann zu guten Einfällen aus dem Steigreif wäre. Ich mercke aber aus diesem, daß er ein vollkommener Meister ist.

Pluto.

Und ich meines Theils mercke, daß er gänzlich seinen Verstand verlohren hat, weil er sich mit dergleichen Kinderpossen belustiget. Hei, Horatius Cocles! der ihr sonsten ein so kühner Soldat gewesen, und der ihr ganz allein, gegen eine ganze Armee, eine Brücke vertheibiget habt, wie ist es euch doch eingefallen, nach eurem Tode ein Schäfer zu werden, und wer ist der Narr, oder die Narrin, die euch hat singen gelehret?

Horatius Cocles.

Phenisse selbst gesteht es frey,
Daß nichts so schön als Clelie sey.

Minos.

Er gefällt sich selbst mit seinem Liede.

Pluto.

Er mag in meinen Gallerien einen Echo suchen, wann er will. Man führe ihn hinein.

Horatius Cocles

singet im Abgehen immerfort.

Phenisse selbst gesteht es frey,
Daß nichts so schön als Clelie sey.

Pluto.

Der Narr! der Narr! Wird denn nicht endlich einmahl eine vernünftige Person kommen?

Dio:

Diogenes.

Euer Wunsch wird bald erfüllet werden. Ich sehe, es kommt die vortreflichste von allem Römischen Frauenzimmer, diese Clelie, welche über die Tyber schwam, sich aus dem Lager des Porfena zu befreien, und in welche, wie ihr küniglich wahrgenommen habt, Horatius Cocles verliebt ist.

Pluto.

Ich habe schon hundertmahl im Titus Livius die Kühnheit dieser Jungfer bewundert. Ich bin aber voller Furcht, daß Titus Livius auch gelogen habe. Was meynst du? Diogenes?

Diogenes.

Höret nur, was sie euch saget.

Clelie.

Ist es wahr, kluger Höllen-König! daß ein Hauffen Aufrührer sich unterstanden haben, wider Pluto, den tugendhaften Pluto zu rebelliren?

Pluto.

Endlich, endlich kommt uns eine vernünftige Person zu Gesichte. Ja, meine Tochter, es ist wahr, daß die Verdammten im Tartarus die Waffen ergriffen haben, und daß wir deswegen die Helden aus den Eifäisichen Feldern und andern Gegenden, zu unserm Beystand hieher beruffen lassen.

Cles

Clelie.

Mit Erlaubniß aber, mein Gebiether! Haben diese Rebellen nicht etwan im Sinn, eine Zerrüttung im Königreich der Zärtlichkeit (10) zu erregen. Ich würde sehr übel zufrieden seyn, wenn sie sich auch nur im Dorffe, Wenigsorg festgesetzt hätten. Haben sie keine Liebes-Briefe und vertraute Zettel genommen?

Pluto.

Was ist das für ein Königreich, wovon sie spricht? Ich erinnere mich nicht, es jemahls in der Land-Charte gesehen zu haben?

Diogenes.

Es ist wahr. Ptolomäus hat nichts davon gesagt. Seit einiger Zeit aber macht man immer neue Entdeckungen. Merckt ihr aber nicht, daß sie vom Galanterie-Land spricht?

Pluto.

Dieses Land kenne ich nicht.

Clelie.

Sürwahr. Der vortrefliche Diogenes hat vollkommen recht. Denn es sind dreyerley Zärtliche; zärtlich bey Hochachtung, zärtlich bey Neigung und zärtlich bey Erkenntlichkeit. Wann
man

(10) Siehe den Roman von der Clelie. P. I. pag. 398. und den 161sten Vers der X. Satyre des Mr. Boileau.

man nach Zärtlich bey Hochachtung will, so muß man fogleich gegen das Dorf Dahlhauß gehen.

Pluto.

Ich sehe wohl, mein gutes Kind, daß ihr die Geographie des Königreichs Zärtlich vollkommen wisset, und daß ihr derjenigen Mannsperson, die euch lieben wird, allerley Orter in diesem Königreiche weisen würdet. Ich aber, der ich gar keine Erkenntniß davon habe, und auch keine davon haben will, sage euch frey heraus, daß mir unbewust ist, ob diese drey Dörffer und diese drey Flüsse nach Zärtlich führen, es bedünckt mich aber vielmehr, es sey die grosse Strasse nach dem Zollhauß.

Minos.

Das würde nicht übel gethan seyn, wenn man auch dieses Dorff in die Carte von Zärtlich setzte. Ich glaube, dieses seyen die unbekanntnen Länder, wovon immer so viel Redens ist.

Pluto.

Jedoch, Zärtliches Schätgen! wie ich sehe, so seyd ihr auch verliebt?

Clelie.

Ja. Herr! Ich gestehe euch, daß ich gegen Aronce eine solche Freundschaft hege, welche eine wahrhaftige Liebe in sich hält. Man muß es auch zugeben, daß dieser unvergleichliche Sohn des Königes von Clusium, an seiner ganzen Person, ein, ich weiß nicht was für außerordentliches

§

ches

ches und fast ungläubliches Wesen habe, daß man ein unbegreiflich hartes Herze haben müste, wenn man nicht eine ganz vernünftige Liebe gegen ihn hätte, denn endlich . . .

Pluto.

Denn endlich, denn endlich . . . Nun sage ich euch, daß ich vor alle Märrinnen einen unaussprechlichen Abscheu habe, und wenn der Sohn des Königes von Clusium einen ungläublichen Reiz mit eurer unbegreiflichen Sprache hätte, so thut ihr mir doch einen Gefallen, wenn ihr und euer Galan zum Teuffel gehen. Nun ist sie endlich einmahl fort. Was soll das seyn? Nichts als lauter Verliebte? Auf diese Weyse wird niemand davon frey seyn können, und vielmehr leicht sehen wir auch bald die Lucretzia galant.

Diogenes.

Dieses Vergnügen werdet ihr den Augenblick haben. Lucretzia ist würcklich schon da.

Pluto.

Was ich jeso sagte, war nur mein Scherz. Sollte ich wohl so schlechte Gedanken von dem allertugendlichsten Frauenzimmer haben?

Diogenes.

Ihr müßt ihr nicht zuviel zutrauen. Ihre Mienen scheinen mir ziemlich frech. Sie hat würcklich schelmische Augen.

Pluto.

Ich sehe wohl, Diogenes! Du kennest die
Lu

Lucretia nicht; Ich wollte, du hättest sie gesehen, wie sie das erstemahl, ganz blutig und mit verwirrten Haaren, hier herein kam. Einen Dolch hielt sie in der Faust, ihr Gesicht war voller Grimm und der Zorn genau daraus abzunehmen, ohngeachtet dasselbe im Tod erbleichte. Niemand hat jemahls die Keuschheit höher getrieben, als sie. Um dich dikkals aber völlig zu überweisen, so darffst du sie nur fragen, was sie von der Liebe halte. Du sollst es erfahren. Lucretia! Saget uns, jedoch erklärt euch recht offenhertzig. Meynet ihr, man solle lieben?

Lucretia.

sie hat Schreibtaffeln in der Hand.

Muß ich euch hierauf schlechterdings die genaueste Antwort anzeigen?

Pluto.

Ja.

Lucretia.

Sehet, hier steht sie auf das deutlichste in dieser Schreibtaffel. Leset nur.

Pluto. liest.

(II) Weiß. liebt. süß. Ach. keine. man. welche. in. allezeit. die. man. doch. wie. doch. findet. wär. liebe. Ewigkeit. dauert. Liebe. Was soll aller dieser Wischmasch bedeuten?

§ 2

Lu

(II) Im Französichen heißt es: Toujours. l'on. si. Mais. aimoit. d'éternelles. hélas. amours. d'aimer. doux. il. point. seroit. n'est. qu'il. Siehe p. 348. &c. im zweyten Theil besagten Romans.

Lucretia.

Ich versichere euch, Pluto! daß ich niemah-
len etwas vortreflicher oder deutlicher gesagt
habe.

Pluto.

Ich mercke, ihr seyd gewohnt, sehr deutlich zu
sprechen. Du Erk-Märrin! Wer hat jemahls
so toll gesprochen? wenn. süß. die. in. Wo meynt
wohl diese Rasende, daß ich einen Oedipus auf-
suchen soll, der mir dieses Räzel erklären könne.

Diogenes.

Deswegen darff man nicht in die Ferne gehen.
Hier kommt einer, der zu diesem Dienste sehr
geschickt ist.

Pluto.

Wer ist es?

Diogenes.

Das ist Brutus, welcher Rom von der Ty-
ranney der Tarquiner befreyte.

Pluto.

Wer? Dieser ernsthafte Römer, welcher sei-
ne eigene Söhne ermorden ließ, weil sie sich
wieder ihr Vaterland verschwohren. Soll dieser
wohl Räzel auflösen? Du bist nicht klug. Dio-
genes!

Diogenes.

Ich bin klug genug. Brutus ist aber auch
nicht mehr der ernsthafte Mann, den ihr euch
einbildet. Er hat einen von Natur zärtlichen und
verliebten Geist, und macht die artigsten Verse,
und die galantesten Briefe. Mi

Minos.

Die Worte des Räzels sollte man ihm also wohl geschrieben weisen können?

Diogenes.

Bekümmert euch darum im geringsten nicht. Diese Worte stehen schon längstens in den Schreibtaffeln des Brutus selbst. Helden, wie er, haben allezeit Schreibtaffeln bey sich.

Pluto.

Nun wohlan, Brutus! Wollet ihr uns nicht die Worte erklären, welche in eurer Schreibtaffel stehen?

Brutus..

Gerne. Gebet nur wohl Acht. Sinds nicht diese? Wenn. liebe. süß. ach. zc.?

Pluto.

Ja. Diese sinds.

Brutus.

Leset demnach nur weiter. Die folgende Worte werden euch zeigen, daß ich nicht nur die Spitzfindigkeit der vermischten Wörter der Lucretia sogleich begriffen habe, sondern daß sie auch die vollkommene Antwort, die ich darauf gemacht habe, in sich fassen. (12) O. unsrer. ich. daß. erfahren. liebe. der. könnet. Ewigkeit. Denn. Zeit. ihr. Wunder. liebe. Erlaubet.

§ 3

Plus

(12) Im Französischen heißt es: Moi. nos. verrez. vout. de. permettez. d'eternelles. jours. qu'on. merveille. peut. amours. D'aimer. voir.

Pluto.

Ich weiß eben nicht, ob diese Worte, als eine Antwort, auf die andern gehören; das weiß ich aber, daß weder diese noch jene verständlich sind, und daß ich nicht die mindeste Lust habe, mir Mühe zu geben, daß ich sie verstehe.

Diogenes.

Ich sehe wohl, daß ich es endlich seyn muß, der euch dieses ganze Geheimniß erkläre. Das Geheimniß bestehet darinnen, daß es lauter verkehrte Wörter sind. Lucretia, welche den Brutus liebet, und von ihm geliebet wird, sagt zu ihm mit verkehrten Worten:

(13) Ach, wie süß wär doch die Liebe, wenn man liebt allezeit.

Doch, man findet keine Liebe, welche dauert in Ewigkeit.

Und Brutus giebt ihr hierauf mit andern verkehrten Worten zu verstehen:

(14) Erlaubet, daß ich liebe, o Wunder unsrer Zeit!

Den könnet ihr erfahren der Liebe Ewigkeit.

Pluto.

Welche grosse Scharfsinnigkeit! Hieraus folgt, daß die schönsten Reden in den Wörterbüchern sind,

(13 u. 14) Im Französischen heißen diese Reimen also:

(13) Qu'il seroit doux d'aimer, si l'on aimoit toujours!
Mais hélas! il n'est point d'éternelles Amours.

(14) Permettez moi d'aimer, Merveille de nos jours!
Vous verrez qu'on peut voir d'éternelles Amours.

sind. Nichts als die Wörter sind verfest. Ist's aber möglich, daß Leute von Verdienst, wie Brutus und Lucretia, so über allemassen albern geworden, daß sie mit Verfassung solches liederlichen Krams ausschweiffen können?

Diogenes.

Aber durch eben diesen schlechten Kram haben sie einander die Erhabenheit ihres Geistes entdeckt.

Pluto.

Und durch eben diesen schlechten Kram erkenne ich die Größe ihrer Thorheit. Jaget sie hinaus. Ich weiß fast nicht mehr, wo ich bin. Lucretia ist verliebt. Lucretia ist verbuhlt. Und Brutus ist ihr Anbeter! Ich zweifle nicht, Diogenes wird auch bald galant seyn.

Diogenes.

Warum das nicht? Pythagoras war es auch.

Pluto.

Pythagoras war galant?

Diogenes.

Ja. Und das machte seine Tochter, Theano, welche von ihm selbst zur Galanterie abgerichtet wurde, wie der edle Herminius in der Lebensbeschreibung des Brutus erzählt. Und das war auch von der Theano, daß dieser berühmte Römer den schönen Sinn-Spruch lernte, welchen man, den andern Sprüchen des Pythagoras bey zusehen, vergessen hat, und der also lautet: Ein vollkommener Philosoph zu werden, muß man seinen Geist der Liebsten wegen schärfen, und lieben.

§ 4

Plu

Pluto.

Ich höre es. Theano hat ihm gesagt, daß man närrisch seyn müßte, um vollkommen klug zu werden. Welches herrliche Geseze! Doch still von der Theano. Wer ist aber dieses wunderliche Frauenzimmer, die hier kömmt?

Diogenes.

(15) Das ist Sappho, diese berühmte Lesbierin, welche die Sapphischen Verse erfunden hat.

Pluto.

Man hat mir gesagt, sie seye so schön. Sie kömmt mir aber recht heftlich für.

Diogenes.

Es ist zwar die Wahrheit. Sie hat weder eine gute Farbe, noch sonderlich richtige Gesichtszüge, jedoch betrachtet nur den grossen Gegenstand des weissen und schwarzen in ihren Augen, wovon sie selbst in ihrer Lebens-Beschreibung geredet hat.

Pluto.

Hierinn giebt sie sich eine abgeschmeckte Anmuth, diesennach müßte der Cerberus auch schön seyn, denn er hat eben denselben Gegenstand in seinen Augen.

Diogenes.

Sehet, sie kömmt herbey. Sie wird euch gewiß eine Frage aufgeben.

Sapp

(15) Unter dieser Sappho wird Madem. de Scuderi vorgestellt, den Nahmen Sappho erhielt sie von den Dichtern, welche zu ihrer Zeit lebten.

Sappho.

Weiser Pluto! Seyd so gut und erkläret mir, mit grosser Weitläufigkeit, was ihr von der Freundschaft gedencket, und ob ihr glaubet, daß sie zu einer Zärtlichkeit eben so fähig sey, als die Liebe. Denn dieses war vergangenen Tages die Materie, wovon wir in einer angenehmen Gesellschaft, mit dem weisen Democides und mit dem holdseeligen Phaon sprachen. Mit Erlaubniß, Vergesset jeko auf kurze Zeit die Sorge für euch und euren Staat, und statt deren trachtet, mir gründlich auszumachen, was ein zärtliches Herze, die Zärtlichkeit der Neigung und die Zärtlichkeit der Leidenschaft sey.

Minos.

O, diese ist die ärgste Narrin unter allen. Sie sieht darnach aus, als ob sie die andern alle verführet hätte.

Pluto.

Betrachtet doch nur diese unverschamte Seele. Jeko, an dem Tage eines Aufruhrs, hat man wohl Zeit, ihr die Fragen von der Buhlschaft aufzulösen.

Diogenes.

Inzwischen habt ihr doch die Gewalt, es zu thun; und alle die Helden, die ihr jeko gesehen habt, wenn es an dem ist, daß eine Schlacht soll geliefert werden, welches überhaupt ihre Sache ist, so beschäftigen sie sich, statt die Zeit dazu anzuwenden, daß sie ihren Truppen einen Muth zuspre-

§ 5

spre

sprechen, und die Armeen in Ordnung stellen sollten, mit Anhörung der Geschichte des Timaretes, oder der Berelise, woben meistens die wichtigste Begebenheit, ein verlohrener Liebes-Brief, oder ein verlegtes Armband ist.

Pluto.

Ey, wenn sie Narren sind, will ich mich ihnen nicht gleich stellen, und besonders nicht dieser lächerlichen Selbst-Klugen.

Sappho.

Mit Erlaubniß, mein Herr! Sehet jeho dieses baurische und der Höllen nur anständige Wesen bey Seite, und sehet zu, daß ihr euch ein solches Ansehen gebet, welches etwas von der Galanterie von Carthagena und Capua an sich hat. Zwar gestehe ich euch gerne, bey der Entscheidung einer so wichtigen Sache, als diese ist, welche ich euch vorgeleget habe, wünschte ich, daß alle unsere edle Freundinnen und alle unsere berühmte Freunde hier gegenwärtig wären, da sie aber abwesend sind, so wird doch der verständige Minos den bescheidenen Phaon, und der lustige Diogenes den galanten Esopus, inzwischen vorstellen.

Pluto.

Warte, warte, ich will dir jemand kommen lassen, mit dem kanst du Gesellschaft machen. Ruffet mir die Tisiphone.

Sappho.

Wen? Tisiphone? Diese kenne ich bereits, und es wird euch vielleicht nicht verdrießlich seyn, wenn

wenn ich euch das Portrait von ihr sehen lasse, welches ich aus Vorsicht schon fertiget, um dasselbe, nach meinem jetzigen Vorhaben, in einer der Geschichten mit anzubringen, welche wir Romanschreiber und Romanschreiberinnen, nach unsrer Pflicht, bey jedem Buche erzählen müssen.

Pluto.

Das Portrait einer Furie! das ist ein seltsames Vorhaben!

Diogenes.

Es ist nicht so seltsam, als ihr meynet. Und eben diese Sappho, die ihr hier sehet, hat in ihren Schriften, viele ihrer besten Freundinnen abgesehildert, welche, ob sie gleich die Tisiphone keineswegs an Schönheit übertreffen, doch durch Hülffe der galanten Wörter, und gezwungenen und schwülstigen Redens-Arten, die in ihren Abbildungen eingemischet sind, für die schönsten Roman-Heldinnen gelten können.

Minos.

Ich weiß nicht, ob es Fürwitz oder Thorheit ist, ich gestehe euch aber, ich bin sehr begierig, ein solches wunderliches Portrait zu sehen.

Pluto.

Wohlan denn! Sie weise es euch. Ich erlaube es. Man muß euch dieses zu Gefallen thun. Wir wollen sehen, wie sie die Sache angreift, eine der greulichsten Lumniden, artig und angenehm vorzustellen.

Diogenes.

Diogenes.

Das ist ihr keine schwehre Sache, sie hat allbereits ein anderes Meisterstück von gleicher Art, in der Abschilderung der tugendreichen Hericide fertiget. Laßt uns einmahl anhören. Sie zieht schon das Portrait aus ihrer Tasche.

Sappho liest.

(16) Die berühmte Jungfer, davon ich euch jezo eine Beschreibung mache, hat in ihrem ganzen Wesen, ein ich weiß nicht was für rasend-ausserordentliches und schröcklich-wunderbares, ich bin dahero nicht wenig verlegen, wenn ich gedencke, euch einen Abriß von ihrer Gestalt zu machen.

Minos.

Welche Beywörter, rasend und schröcklich! nach meiner Meinung sind sie recht geschickt zur Sache angebracht.

Sappho fährt fort zu lesen.

Tisiphone hat von Natur eine sehr hohe Leibes-Länge, und in diesem Stücke übertrifft sie sehr das Maas anderer von ihrem Geschlechte, bey alle dem aber ist dieselbe ungezwungen, frey und an allen ihren Gliedern so wohl proportionirt, daß selbst die ungeheure Größe ihr unvergleichlich ansteht. Ihre Augen sind klein, jedoch, voller Feuer, lebhaft, scharf, und mit einer gewissen Röthe eingefast, welche ihr Ansehen ungemein erhöht. Ihre Haare sind von Natur in einander gerollt und

(16) Dieses soll die Abbildung der Madem. de Scuderi selbstn seyn.

und gekräuselt, und man kan sagen, es seyen so viele Schlangen, welche sich um ihren Kopf, in einander verwickeln, und mit einander scherzen. Ihre Gesichtsfarbe ist nicht die eckelhafte weißlichte Farbe, des Scythischen Frauenzimmers, vielmehr hat sie viel von der ansehnlichen und männlich-braunen, welche die Sonne dem Afriscanischen Frauenzimmer mittheilt, indem sie daselbe mit einer nähern Stärke ihrer Strahlen begünstiget. Ihre Brust ist mit zwey Halb-Kugeln versehen, die nach Art der Amazonischen in der Mitte verbrandt sind, und sich, so weit sie können, von ihrem Hals entfernen, und ganz schlapp und trocken unter die beyde Arme hängen. Das Ubrige ihres Leibes ist fast von eben dieser Beschaffenheit. Ihr Gang ist ungemeyn prächtig und muthig. Wann sie eilen soll, so fliehet sie mehr als daß sie läuft, und ich zweiffle, daß ihr im Wettrennen, die Atalanta sollte überlegen seyn. Ubrigens ist diese tugendhafte Jungfer, von Natur eine Feindin des Lasters, insonderheit der groben Verbrechen, welche sie überall mit einer Fackel in der Hand verfolget, und nie mahls in Ruhe läßt, dabey wird sie von ihren zwey berühmten Schwestern, der Mlecto und Megare, welche nicht weniger als sie, Feindinnen davon sind, begleitet, und man kan von diesen drey Schwestern gestehen, daß sie eine lebendige Sittenlehre sind.

Dio/

Diogenes.

Nun dann, ist dieses nicht eine Bewundernswürdige Abschilderung?

Pluto.

Allerdings, und die Heflichkeit dabey nach aller ihrer Vollkommenheit, wo nicht gar nach aller ihrer Schönheit, unvergleichlich wohl getroffen. Jedoch wir haben diese Narrin genug angehört. Wir wollen jeho die Munsterung unserer Helden forsetzen, und damit wir uns nicht, wie bishero, die Last auflegen, einen nach dem andern ins besondere zu verhören, denn sie haben sich alle recht wie unsinnige Leute zu erkennen gegeben, so mag es uns genug seyn, daß wir sie sehen hier vor diesem Geländer vorbehey gehen, und sogleich in meine Gallerien führen, damit ich gewiß wisse, sie seyen daselbst. Denn ich verbiete hiemit, daß man nicht einen einigen herauslasse, bis ich nicht völlig entschlossen bin, was man mit ihnen anfangen soll. Laßt sie demnach herein kommen, und alle in einem Hauffen vorbeheygehen. Aber siehe einmahl, Diogenes! Sind alle diese Helden in den Geschichten bekannt?

Diogenes.

Nein, es sind viele Aßter-Helden unter ihnen.

Pluto.

Aßter-Helden! Sind diese denn Helden?

Diogenes.

Was? ob sie Helden sind? Diese sind eben diejenigen, welche in den Büchern allezeit die vornehm-

nehmsten sind, und die andern unfehlbar wehrlos machen.

Pluto.

Nenne mir zur Lust, einige von ihnen.

Diogenes.

Herslich gerne. Orontates, Spitridates, Alcamene, Melinte, Britomare, Merindor, Artaxander ic.

Pluto.

Haben denn auch alle diese Helden, eben das selbe Gelübde der andern gethan, sich mit nichts als mit der Liebe zu unterhalten?

Diogenes.

Das wäre schön, wo sie das nicht gethan hätten. Mit welchem Recht würden sie sich Helden nennen, wenn sie nicht verliebt wären? Ist es nicht die Liebe, die heut zu Tage die Tugend der Helden ist?

Pluto.

Wer ist hier dieser Unschuldige, der da unter den letzteren geht, und dem man die Zärtlichkeit aufs genaueste ansehen kan? Wie ist dein Name?

Astrates.

(17) Ich heiße Astrates.

Plus

(17) Zu der Zeit, da der Verfasser dieses Gespräch machte, wurde in dem Pallast von Bourgogne zu Paris, der Astrates des Mr. Quinaut, und der Ostorius des Abts de Pure aufgeführt. Über diese erste Opera siehe die Anmerkung des 190sten Verses der III. Satyre des Boileau.

Pluto.

Was suchest du hier herum?

Astrates.

Ich will die Königin sehen.

Pluto.

Welcher unverschämter Kerl! Werdet ihr zu lest nicht noch gar sagen, ich hätte eine Königin, welche ich hier in einer Schachtel verwahrte, und dieselbe jeden, der nur wolte, sehen ließ. Was bist du denn für einer? Bist du jemahls gewesen?

Astrates.

Freylich bin ich gewesen. Ein gewisser Lateinischer Geschichtschreiber sagt von mir ausdrücklich: Astratus vixit. Astratus hat gelebt.

Pluto.

Ist dieses alles, was man von dir in den Geschichten findet?

Astrates.

Ja, und auf diesen guten Grund hat man ein Trauerspiel gemacht, unter dem Nahmen, der Astrates, worinnen die traurigen Leidenschaften so geschickt ausgeführt worden, daß die Zuschauer von Anfang bis zu Ende, aus vollem Halse lachten, da ich inzwischen unaufhörlich weinen mußte, weil ich durchaus nicht erhalten konnte, eine Königin zu sehen, in die ich sterblich verliebt war.

Pluto.

Wolan, so gehe dann in diese Gallerien, und siehe, ob diese Königin daselbst sey. Wer ist aber dieser unförmliche Römer, der hier nach diesem

hisi

hitzigen Liebhaber kommt? Kan man seinen Nahmen erfahren?

Ostorius.

Mein Nahme ist Ostorius.

Pluto.

So viel mir bewust ist, habe ich diesen Nahmen, auf keinerley Weise in den Geschichten gelesen.

Ostorius.

Nichts destoweniger siehet er in denselben. Der Abt de Pure versichert, daß er ihn darinn gelesen habe.

Pluto.

Welcher vortreflicher Bürge! aber sage mir, du Hirn-Geburt des Abts de Pure, was bist du? hast du auch in der Welt eine Figur gemacht? hat man dich auch jemahls in derselben gesehen?

Ostorius.

Ohne Zweifel; vermittelst eines Theatralischen Stückes, welches dieser Abt von mir machte, hat man mich in dem Pallast von Bourgogne gesehen.

Pluto.

Wie oft?

Ostorius.

Ey, nur einmahl.

Pluto.

So gehe wieder dahin zurück.

Ostorius.

Die Comödianten wollen mich nicht ferner haben.

M

Plus

Pluto.

Meinest du, ich könne dich besser leiden, als wie sie? Fort, gehe mir geschwind aus den Augen, und nimm deinen Aufenthalt in meinen Gallerien. Nun kommt eine Heldin, die dem Augenschein nach, sehr langsam gehet; jedoch ich will es ihr zu gute halten, mich dünckt, sie ist von Persohn so plump, und so gewichtig bewaffnet, daß ich wohl schliesen kan, das Gehen müsse sie schwehr ankommen, und daß es keine Widerspenstigkeit des Gehorsams gegen mich seye, die sie etwan hinderte, geschwinder zu gehen. Wer ist sie?

Diogenes.

Meynet ihr, man solle die Jungfer von Orleans nicht kennen?

Pluto.

So ist diese denn, die tapffere Jungfer, die Franckreich von dem Joch der Engelländer befreyte?

Diogenes.

Das ist dieselbe.

Pluto.

Ihre Gesichtsbildung sieht aber so gemein aus, und es scheinet, als ob sie dasjenige, was man von ihr so vielfältig saget, nicht verdiene.

Diogenes.

Sie hustet und nähert sich dem Geländer. Hört einmahl. Sie will euch gewiß eine Lobrede, ja eine Lobrede in Versen machen, denn sie spricht nicht mehr anders, als in Versen.

Plus

Pluto.

Ist sie auch wirklich geschickt zur Dichtkunst?

Diogenes.

Das sollt ihr gleich erfahren.

Die Jungfer von Orleans.

(18) Grosser Prinz! den ich mit Recht, groß von
dieser Zeit an, nenne,
Eine Ehrfurcht, ich gestehs, setz zwar Schran-
ken, meinem Eifer
Doch verdoppelt sich mein Muth, durch dein
angenehmes Wesen,
Und da dieser sich verdoppelt, so verdoppelt
sich die Forcht.
Durch dein angenehmes Wesen wird mein
Herz so angefrischt,
Daß es in die Höhe klettert und die niedre
Welt verläßt.

M 2

Hätt'

(18) In dem Französischen stehen folgende Verse aus
des Mr. Chapelains Gedichte vom Mädchen von Or-
leans:

O grand Prince, que grand dès cette heure j'appèle,
Il est vrai, le respect sert de bride à mon Zèle:
Mais ton illustre aspect me redouble le Coeur,
Et me le redoublant me redouble la Peur,
A ton illustre aspect mon Coeur se sollicite.
Et grim pant contre mont la dure Terre quitte.
O que n'ai-je le ton desormais assez fort,
Pour aspirer à toi sans te faire de tort!
Pour toi pvisse-je avoir une mortelle pointe,
Vers où l'épaule gauche à la gorge est conjointe;
Que le coup brisât l'os, & fit pleuvoir le sang
De la temple, du dos, de l'épaule, & du flanc.

Hätt' ich doch von jeso an, einen Thon von
solcher Stärke

Der dir immer nah genug und doch nicht zu
wieder wäre!

Hätt' ich doch um deinet willen, eine tödtliche
Verletzung

Hier, wo meine lincke Schulter mit dem Hals
vereinigt ist.

Daß der Hieb das Bein zerhaute, und das
Blut ganz strohmweiß rinnte.

Von der Schläse, von dem Rücken, von der
Schulter, von den Rippen.

Pluto.

Was ist das für eine Sprache?

Diogenes.

Fragt ihr noch dazu? Frankösisch. (19)

Pluto.

Was, soll dieses Frankösisch seyn? Ich dachte
es wäre Bretannisch oder Deutsch. Von wem hat
sie wol dieses wunderliche Frankösische gelernet?

Diogenes.

(20) Von einem Poeten, bey dem sie vierzig
ganzer Jahre in die Kost gegangen.

Pluto.

Das ist ein Poet, der sie sehr schlecht erzogen
hat.

Dio/

(19) Weil Voltaire gegen seine Landsleute geschrieben,
so hat man hier keine Veränderung, im Deutschen
machen wollen.

(20) Dieser Poet ist Mr. Chapelain.

Diogenes.

Und gleichwohl hat weder eine gute Bezahlung noch die richtige Einnahme der Jahrgelder gemangelt.

Pluto.

So sind diese Gelder sehr übel angewendet worden. Hei, Mädchen von Orleans! warum habt ihr euer Gedächtniß mit so vielen pöbelhaften Worten angefüllet, da ihr doch sonst für nichts anders gesorget, als euer Vaterland zu befreien, und euch nichts so sehr angelegen seyn lassen, als die Ehre.

Die Jungfer von Orleans.

Die Ehre?

(21) Nur ein Weg führt dahin, und von dem
eingen Weg

Ist richtig und gerad. . . .

Pluto.

Ey, ey, das thut mir recht in den Ohren weh.

Die Jungfer von Orleans.

(22) Ist richtig und gerad die Strasse, schmahlt
die Bahn.

Pluto.

Welche schlechte Reimen! ich kan nicht einen davon anhören, ich habe den Kopfschmerzen dabey.

M 3

Die

(21 & 22) Im Französichen heißt es:

(21) Un seul endroit y mène, & de ce seul endroit
Droite & roide - - -

(22) Droite & roide est la côte, & le sentier étroit.

Die Jungfer von Orleans.

(23) Kein Pfeil berühret sie, und wenn er sie berühret;

Wird er doch keineswegs von ihrem Blut gefärbt.

Pluto.

Noch mehr? Ich gestehe, daß unter allen Heldinnen, die bisher hier gewesen, diese die unerträglichste sey. Sie prediget wirklich nichts von der Zärtlichkeit. Ihr ganzes Wesen aber ist so roh und trocken, daß sie eher ein Gemüth erstarren als zur Liebe ermuntern kan.

Diogenes.

Nichts destoweniger hat sie einen tapffern Engelländer (*) zur Liebe ermuntert.

Pluto.

Was? Sie hat das Herz eines Engelländers zur Liebe ermuntert?

Diogenes.

Ja, das hat sie gethan.

(24) Der edlen Brust des Engelländers, des größten Mannes auf der Welt,

O grosses Herz, das ganz alleine, zwey starke Lieben in sich schließt.

(23) Im Französischeu:

De fleches toutefois aucune ne l'atteint,
ou pourtant l'atteignant, de son sang ne se teint.

(*) Sonsten nennet man ihn den Grafen von Dunois, er war ein Irrländer.

(24 & 25) Das Französische heißt also:

(24) Au grand Coeur de Dunois, le plus grand de la Terre.
Grand Coeur, qui dans lui seul deux grands Amours enferme.

Man muß aber wissen, was das für eine Liebe sey. Der Engelländer erklärt sich selbst an einem Orte des Gedichtes, welches diesem wunderbaren Mädchen zu Ehren gemacht worden.

(25) Mit einer tiefen Ehrerbietung, mit Ehrfurcht
und Bewunderung

Bin ich, für euch, ihr Götter-Augen! für dich,
du holde Stirn! erfüllt.

Ich will zwar nichts davon verlangen, und
bin ich gleich darein verliebt,

So liebe ich, doch ganz allein, mit einer Liebe
ohn Begierde,

So sey es denn. Verzehre mich, du angenehme
schöne Flamme!

Verbrenne mich, als wie ein Opfer, vor dieser
Jungfer schönen Augen!

Heißt das nun nicht eine wohl ausgedrückte Leidenschaft, und ist das Wort Opfer nicht ganz artig aus dem Munde eines Soldaten, wie der Engelländer ist, zu hören.

Pluto.

Ohne zweiffel, und diese ehrbare Heldin, kan gerne auf eine so unschuldige Weise mit dergleichen Reimen abtreten, und wenn sie will, eine solche

M 4

che

(25) Pour ces celestes yeux pour ce front magnanime,
Je n'ai que du respect, & je n'ai que de l'estime:
Je n'en souhaite rien, & si j'en vis Amant,
D'un Amour sans desir je l'aime seulement.
Et soit. Consumons-nous d'une flamme si belle.
Brûlons en holocauste aux yeux de la Pucelle.

Die Liebe allen Helden einflößen, die in meinen Gallerien sind. Ich zweiffle, daß sie ihre Gemüther damit erweichen wird. Laßt sie hinausgehen. Ich befürchte, sie möchte sonst Lust haben, mir noch einige andere Verse herzusagen, ich mag sie aber nicht anhören. Nun ist sie endlich hinaus. Mich bedüncket, ich sehe hier weiter keinen andern Helden mehr. Doch nein, ich irre, hier steht noch einer ganz unbeweglich hinter dieser Thür. Es scheint, als hätte er meinen Willen, daß alle hinaus gehen sollten, nicht gehört. Diogenes! kennst du ihn?

Diogenes.

(26) Dieser ist Pharamond, der erste König der Franzosen.

Pluto.

Was saget er? er spricht mit sich selbst.

Pharamond.

Ihr wisset es selbst, himmlische Rosmunde! Daß ich, um euch zu lieben, nicht so lange wartete, bis ich das Glück hätte, euch persönlich zu kennen, sondern vielmehr auf die einzige Erzählung von euren Annehmlichkeiten, welche mir einer meiner Mitbuhler von euch sagte, wurde ich plötzlich gegen euch entbrannt.

Pluto.

Es scheint, dieser seye verliebt worden, ehe er seine Geliebte gesehen hatte.

Dio

(26) Unter dem Nahmen dieses Pharamonds hat Calprenede eine Roman gemacht.

Diogenes.

Freylieh hatte er sie vorhero nicht gesehen.

Pluto.

Wie, ist er dann gleich bey Erblickung ihres Portraits verliebt worden?

Diogenes.

Nein, er hatte auch nicht einmahl ihr Portrait gesehen.

Pluto.

Wenn nun dieses keine wahrhaftige Narrheit ist, so weiß ich nicht, was es sonst seyn könnte. Aber saget mir doch, verliebter Pharamond! send ihr nicht damit vergnügt, daß ihr das vor-
trefflichste Reich in Europa, gegründet habet, und unter die Nachkommen eurer Lenden den jetzt regierenden König zehlen könnet? Warum wollet ihr euren Geist, auf eine so unanständige Weise, mit der Prinzessin Rosemunde verwirren?

Pharamond.

Mein Herr! Ihr sprecht zwar nichts unbilli-
ches, allein die Liebe

Pluto.

Ho, die Liebe! die Liebe! Fort, gehe in meine Gallerien und schwärze daselbst die Ungerechtigkeiten der Liebe an, so viel du willst. Nun warne ich aber, der erste der mir wieder davon sprechen wird, dem versehe ich eins, mit meinem Scepter, überzwerch seines Gesichtes. Da kommt schon einer. Den muß ich auf den Kopff schneisen.

Minos.

Gemach, gemacht. Gehet ihr nicht, daß es Mercurius ist.

M 5

Plu

Pluto.

Ach Mercurius! Ich bitte euch um Verzeihung. Kommet ihr aber nicht auch in den Gedanken, mir etwas von der Liebe zu sagen?

Mercurius.

Ihr wisset wohl, daß ich für mich selbst, noch niemahls etwas mit der Liebe zu thun gehabt habe. Meinem Vater Jupiter zu gefallen, habe ich mich ihrer etlichemahl bedienen müssen, und zu diesem Ende den guten Argus so starck eingeschläffert, daß er noch nicht aufgewachet ist. Jezo aber bringe ich euch eine gute Nachricht. Kaum erschien die Artillerie, welche ich euch zur Hülffe gebracht, so fehreten sogleich alle eure Feinde zu ihren Pflichten zurück. Und ihr habt in eurer Hölle noch keine so friedfertige Zeiten erlebet, als ihr jezö vor euch habet.

Pluto.

Himmlicher Bothe des Jupiters! Ihr belesbet mich außs neue. Aber saget mir, um unserer nahen Verwandtschaft willen, wie habet ihr doch, da ihr der Gott der Beredsamkeit seyd, leiden können, daß in der obern und untern Welt, eine so höchst alberne Arth zu reden, eingeschlichen sey, wie sie jezö, besonders in den Büchern, welche man Romanen nennet, üblich ist? Wie habet ihr doch erlauben können, daß die größten Helden des Alterthums in dieser Sprache reden?

Mercurius.

Ey was! Ich und Appollo sind Götter, welche
man

man fast gar nicht mehr ehret; der meiste Theil der jezigen Schrifsteller, erkennen niemand, als einen gewissen Jöbus zu ihrem wahren Patron. Dieser Jöbus ist aber der unverschamteste Kerl, der seyn kan. Ubrigens, eröfne ich euch, daß man euch einen Poffen gespiehlet hat.

Pluto.

Mir, einen Poffen? auf welche Weise?

Mercurius.

Ihr glaubet wohl, daß die rechten Helden hieher gekommen seyen?

Pluto.

Freylich glaube ich es, ich habe auch gute Proben davon, zudem sind sie noch in den Gallerien meines Pallastes eingeschlossen.

Mercurius.

Diesem Irrthum sollet ihr gleich entgehen, den ich sage euch, daß diese Leute nur aus einem Haufen Pöbel-Volckes, oder vielmehr selbst erdichteter Abentheuer bestehen, und da sie nichts anders als nur schlechte Copeyen von vielen heutigen Versohnen sind, haben sie sich doch erkühnet, die Nahmen der größten Helden des Alterthums anzunehmen, welche jedoch nur kurze Zeit gelebet haben und jeko an den Ufern des Cocytus und des Sty umher irren. Ich verwundere mich, daß ihr also seyd hintergangen worden. Sehet ihr denn nicht, daß alle diese Leute nicht das geringste Kennzeichen der Helden an sich haben? alles was ihnen ein äußerliches Ansehen gibt, ist ein

ein gewisses Flittergold, und eine falsche Künste-
ley im Reden, womit sie von denenjenigen aus-
staffiret worden, welche ihr Leben beschrieben ha-
ben. Man darf ihnen aber diese Dinge nur ab-
nehmen, so stehen sie in ihrer natürlichen Gestalt
da. Ich habe zu dem Ende, im Vorbeygehen ei-
nen Frankosen aus den Elsätschen Feldern mit
genommen, damit er uns sage, wer sie seyen,
wenn sie entblößet sind. Ich zweifle nicht, ihr wer-
det in diese Entkleidung einwilligen.

Pluto.

Ich gebe meinen Willen so gerne dazu, daß ich
so gar verlange, sie sollen plötzlich entlarvet wer-
den. Damit auch keine Zeit verlohren werde,
so lasset sie, ihr Leibwachten, durch die gestohlene
Thore aus den Gallerien hinaus, und führet sie
alle miteinander auf den grossen Platz. Wir an-
dere hier, wollen uns auf den Ercker bey diesem
niedrigen Fenster setzen, so können wir sie ge-
nau betrachten, und wenn es uns einfällt mit
ihnen sprechen. Man stelle uns unsere Stühle
dahin. Mercurius! setzet euch zu meiner rech-
ten Seite, und ihr, Minos! zu meiner linken,
Diogenes kan hinter uns stehen bleiben.

Minos.

Ey sehet, hier kommen sie schon ganz Haufs-
senweiß.

Einer von den Leibwachten.

Es ist nicht einer in den Gallerien zurück ge-
lassen worden.

Pluz

Pluto.

Lauffet denn hinzu, alle ihr meine getreue Vollführer meiner Befehle, ihr Gespenster, Schreckbilder, Teuffel, Furien, und höllische Soldaten, die ich habe herbey kommen lassen. Schlieset einen Creyß um diese Schein-Helden, und kleidet sie aus.

Cyrus.

Was, einen Überwinder, wie ich bin, lasset ihr auskleiden?

Pluto.

Um Vergebung, grosser Cyrus! Ihr müisset euch dazu bequemen.

Horatius Cocles.

Was, einen Römer, wie ich bin, der ganz allein, wieder alle Macht des Porsenna eine Brücke vertheidigte? Habet ihr nicht mehrere Achtung für mich, als für einen Beutelschneider?

Pluto.

Nun sollst du gleich singen.

Asrates.

Was, einen Liebhaber, der so zärtlich und so verliebt ist, als ich bin, mit dem lasset ihr so übel umgehen?

Pluto.

Ich will dir die Königin zeigen. Nun sind sie alle ausgekleidet.

Mercurius!

Wo ist der Frankoß, den ich mit hieher brachte?

Der

Der Franzos.

Hier bin ich, mein Herr! zu ihren Diensten.
Was befehlen sie?

Mercurius.

Betrachte mir alle diese Leute. Kennest du sie?

Der Franzos.

Ob ich sie kenne? Die meisten davon sind
Bürgerliche Leute aus meinem Stadt-Quartier.
Guten Morgen, Frau Lucretia! guten Morgen,
Herr Brutus! guten Morgen Jungfer Clelie!
guten Morgen, Herr Horatius Cocles!

Pluto.

Nun kannst du sehen, wie es mit deinen Bür-
gern abläuft. Lustig. Man schone ihrer nicht,
und wenn sie über und über abgepeitschet wor-
den, so führe man sie alle, ohne Aufschub, ge-
rades weges an die Ufer des Flusses Lethe.
Wenn sie denn hernach daselbst angelangt sind,
so stürze man sie alle in den Fluß, wo er am tief-
sten ist, sie, ihre Zettel, ihre Liebes-Briefe, ihre
verliebte Verse, samt allen den grossen Pa-
cken der lächerlichen Pappieren, worauf ihre
Geschichte geschrieben sind. Fort also. Fort
mit euch, ihr Pöbel-Volk und weyland grosse
Helden. Nun ist es endlich mit euch zum Ende
gekommen oder vielmehr mit der letzten Hand-
lung des Lustspiels, welches ihr so kurze Zeit
gespielt habet.

Der Chor der Helden.

Im fortgehen, da sie noch immer mit Ruthen gestrichen
werden.

Ach Calprenede! ach Scuderi!

Plu

Pluto.

Ey, daß ich sie nicht zurück behalte! daß ich sie nicht zurück behalte! Das ist aber nicht genug, Minos! Gehet jeko geschwinde fort, und stellet Befehl aus, daß eben diese Straffe an allen andern ihres gleichen, in den übrigen Provinzen meines Königreiches, vollzogen werde.

Minos.

Diese Berrichtung nehme ich gerne auf mich.

Mercurius.

Gehet, nun kommen die ächten Helden, und bitten eurer Gesellschaft zu gemessen. Solle man sie nicht herein lassen?

Pluto.

Es soll mir ein Vergnügen seyn, sie zu sehen. Allein, nun bin ich von den angehörten Thorheiten, welche mir diese unverschämte Räuber ihrer Nahmen vorgeschwaket haben, so ermüdet, daß ihr wohl selbst leicht begreifen könnet, ich müsse mich vorhero durch einen Schlaf wieder erhohlen.

Ende dieses Gespräches.



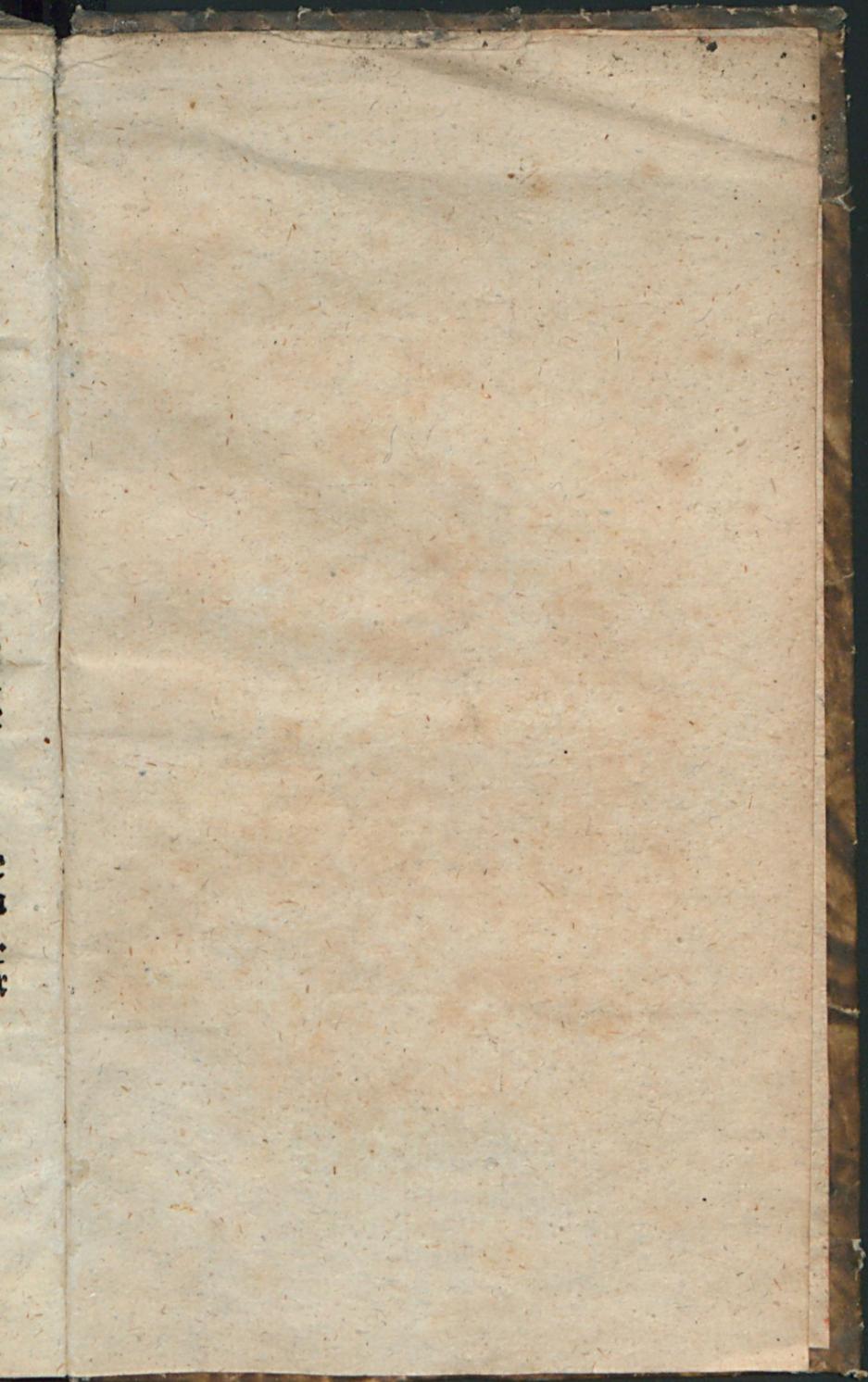
In

Inhalt.

- I. Gedanken von widersinnischen Gesprächen.
- II. Gedanken von neidischen Gemüthern.
- III. Gedanken von der Treue.
- IV. Gedanken von der Schaamhaftigkeit.
- V. Gedanken von dem Wort, Mode.
- VI. Schreiben eines Verliebten, und die Antwort darauf.
- VII. Gedanken von den Belustigungen im Sommer.
- VIII. Gedanken vom Christenthum und von der Heidnischen Weltweisheit.
- IX. Gedanken von den Schmerzen der Thiere.
- X. Gedanken von der Kinderzucht.
- XI. Die Wirkung des Geistes.
- XII. Die Roman-Helden, ein Gespräche nach Art des Lucians, aus dem Französischen des Boileau übersetzt.

Pag. 9. lin. 17. an statt, ein Armer, liß, ein fauler oder verschwendrlicher Armer.





117 968

ULB Halle 3
004 995 473

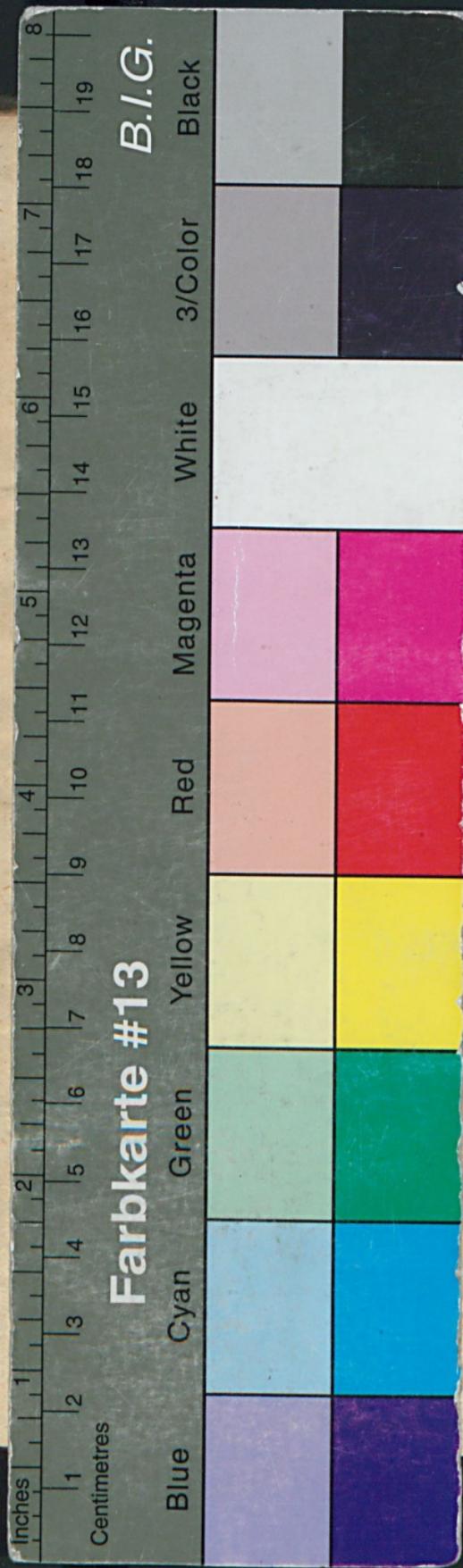


117

117

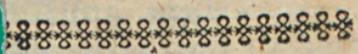






...nftige
...tungen
...r
...Materien.

...ie
Helden
...dem
...des Boileau
...etzt.



4 6.

